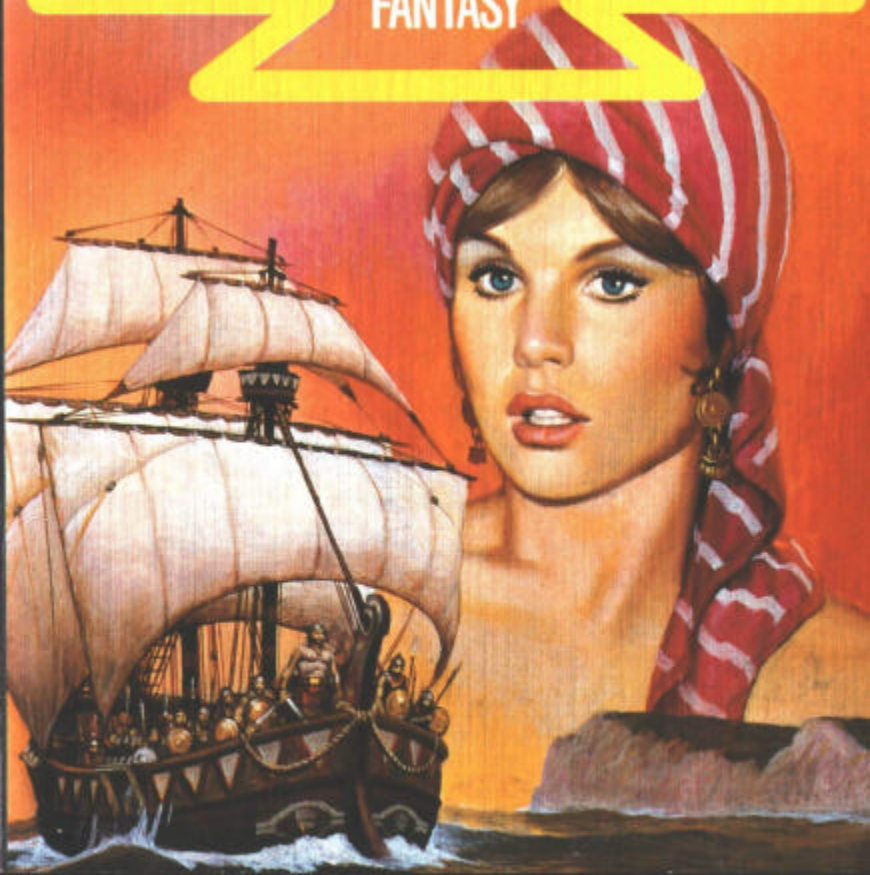


HEYNE  
BÜCHER

JOHN NORMAN

# Der Leibwächter von GOR

FANTASY



Aus dem GOR-Zyklus von John Norman erschienen  
folgende Bände in der Reihe  
HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY:

1. Band: GOR – die Gegenerde (06/3355)
2. Band: Der Geächtete von GOR (06/3379)
3. Band: Die Priesterkönige von GOR (06/3391)
4. Band: Die Nomaden von GOR (06/3401)
5. Band: Meuchelmörder von GOR (06/3412)
6. Band: Die Piratenstadt von GOR (06/3433)
7. Band: Sklavin auf GOR (06/3455)
8. Band: Die Jäger von GOR (06/3472)
9. Band: Die Marodeure von GOR (06/3521)
10. Band: Die Stammeskrieger von GOR (06/3559)
11. Band: In Sklavenketten auf GOR (06/3612)
12. Band: Die Bestien von GOR (06/3875)
13. Band: Die Erforscher von GOR (06/4045)
14. Band: Kampfsklave auf GOR (06/4102)
15. Band: Der Schurke von GOR (06/4158)
16. Band: Der Leibwächter von GOR (06/4179)
17. Band: Die Wilden von GOR (06/4195)
18. Band: Die Blutsbrüder von GOR (06/4224)
19. Band: Kajira von GOR (in Vorb.)
20. Band: Die Spieler von GOR (in Vorb.)

JOHN NORMAN

# DER LEIBWÄCHTER VON GOR

16. Band des GOR-Zyklus

*Fantasy Roman*

Deutsche Erstveröffentlichung

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY

Nr. 06/4179

Titel der amerikanischen Originalausgabe

GUARDSMAN OF GOR

Deutsche Übersetzung von Thomas Schlück

Das Umschlagbild schuf Vicente Segrelles/Norma

## 2. Auflage

Redaktion F. Stanya

Copyright © 1981 by John Lange

Copyright © 1985 der deutschen Übersetzung by

Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co KG, München

Printed in Germany 1985

scanned by waldschrat ~ corrected by F451

Umschlaggestaltung Atelier Ingrid Schütz, München

Satz Schaber Wels

Druck und Bindung Ebner Ulm

ISBN 3-453-31145-0

Die meisten goreanischen Schiffe besitzen einen konkav geformten Bug, der anmutig geschwungen im Wasser verschwindet. Eine solche Bauweise erleichtert das Anbringen der Rammhalterung mitsamt der Rammspitze.

Beinahe starr vor Angst sah ich zu, wie die erste der grauen Galeeren in schneller Fahrt aus dem Nebel herbeiglitt und wie ein Lebewesen gegen die Kette anrannte.

Ringsum ertönten die Kriegshörner. Ihr Klang wurde weiter entfernt aufgegriffen, zuerst auf der *Mira*, dann auch auf der *Talender*.

Ein mächtiger Laut war zu hören, der Aufprall des Schiffs auf die schwere Kette, gefolgt von einem durchdringenden Knirschen und Scharren, denn die Galeere hob die Kette nun aus dem Wasser. Fasziniert sah ich die tropfenden schwarzen Metallglieder, die am Bug entlangglitten, Holz splittern ließen und Farbe abschabten. Und schon schwang die ganze Galeere, von der Kette zurückprallend, zur Seite. Ruder brachen.

»Die Kette hält!« rief Callimachus begeistert.

Irgend etwas zuckte an mir vorbei, so schnell, daß ich es kaum bemerkte.

»Zündet das Pech an!« rief Callimachus. »Spannt die Katapulte! Bindet die Wurfspieße los! Alle Bogenschützen auf ihre Posten!«

Auf dem feindlichen Schiff bemerkte ich mittschiffs zwei Bogenschützen. Sie waren mit kräftigen kurzen Schiffsbögen bewaffnet. Die Entfernung betrug etwa vierzig Meter.

Gebannt starrte ich sie an.

»Runter!« brüllte Callimachus »Nimm Deckung!«

Ich duckte mich hinter die Bordwand. Zweimal hörte ich das seltsame Sirren in der Luft, von dem ich jetzt wußte, daß

es von einem dahinrasenden langen schmalen Holzstück verursacht wurde. Der Pfeil bohrte sich links hinter mir in das Vorderkastell. Der andere prallte funkensprühend auf eine Klampe und schwirrte zur Seite fort.

Nun ertönte auch auf meinem Schiff das Schnappen von Bogensehnen. »Noch nicht schießen!« rief Callimachus.

Ich hob den Kopf und sah die feindliche Galeere auf der Backbordseite rückwärtsrudern, bis sie wieder richtig lag, woraufhin sich das Schiff dann von der Kette zurückzog.

Etwa fünfzig Meter prallte eine andere Galeere gegen die Kette; der Stoß war nur zu hören. Jubelgeschrei hallte über das Wasser. Offenbar hatte das metallene Flußhindernis wieder gehalten.

Auf der anderen Seite der Kette gellten Signalhörner.

Callimachus hatte das Vorderkastell erstiegen. »Lösch das Pech!« rief er.

Ich versuchte im Nebel etwas zu erkennen. Es sah nicht so aus, als befänden sich noch feindliche Schiffe an der Kette.

Callimachus, der zwanzig Fuß über mir die Hände auf die Reling des Bughauses gestemmt hatte, starrte in den Nebel hinaus. »Kurs halten!« rief er den beiden Rudergängern am Heck zu. Plötzlich kam Wind auf und begann am Nebel zu zerren. Die Steuerruder knirschten in ihren Halterungen. Der Rudermeister ließ die Ruder ausfahren.

»Seht!« rief Callimachus und deutete nach Steuerbord, wo der Wind eine große Lücke in die Nebelschwaden gerissen hatte.

Hinter mir ertönte Jubelgeschrei. Sich ins Wasser senkend, den konkaven Bug erhoben, das Heck überflutet, lag eine Piratengaleere an der Kette. Schon waren Männer ins Wasser gesprungen. Weiter hinten lag ein zweites beschädigtes Piratenschiff und zeigte Schlagseite.

»Sie werden es wieder versuchen!« rief Callimachus.

Ich vermutete allerdings, daß die Piraten keinen Direktangriff mehr wagen würden. Vermutlich würden sie die

Kette durchschneiden wollen. Und daran mußten sie gehindert werden. Wir mußten ihnen an der Kette Widerstand bieten.

»Rationen für die Männer!« rief Callimachus. »Eßt tüchtig, Leute! Es wird heute noch lebendig!«

Ich steckte mein Schwert ein. Ragnar Voskjard hatte die Kette nicht durchbrechen können. Vielleicht gelang es uns tatsächlich, ihn westlich der Kette zu halten. Ich hatte Hunger.

»Leute, sie kommen!« rief Callimachus vom Bugkastell.

Ich ging nach vorn. Wir schrieben die achte Stunde, und der Nebel hatte sich weitgehend verflüchtigt.

»Kampfbereitschaft!« ordnete Callimachus an.

Ich entdeckte zwei Galeeren, die zwei- bis dreihundert Meter entfernt lagen und sich der Kette näherten. Ein Katapult, das neu eingestellt wurde, knirschte. Bogenschützen gingen hinter geflochtenen Schilden in Stellung. Hier und dort wurden Eimer mit Sand auf dem Deck bereitgestellt. Irgendwo sirrte ein Wetzstein über eine Axtklinge.

Ich sah Callimachus die Hand heben. Ein Offizier hinter ihm würde das Signal weitergeben. Der Rudermeister stand am Ausgang zum Heckkastell und schaute zum Bug herüber. Die Ruder waren bereits ausgefahren. Sicher war keine der feindlichen Galeeren so töricht, sich seitlich an die Kette heranzuwagen. Aber es geschah doch ... konnte ich meinen Augen trauen?

Ich sah Callimachus' Hand herunterzucken. Gleich darauf setzte sich die *Tina* ruckhaft in Bewegung. Es dauerte keine Ehn, dann war die Kette erreicht. Knirschend glitt die eisenverkleidete Ramme über die Metallglieder und traf den Gegner mittschiffs. Die Schiffshülle knickte splitternd ein. Männer schrien. Der Aufprall hatte mich von den Füßen gerissen. Wieder brach Holz, als wir uns rückwärtsrudern von dem anderen Schiff lösten. Wasser brauste in das Leck, ein tosendes, schweres Geräusch. Der Gegner war tödlich

angeschlagen. Dicht neben mir durchschlug ein schwerer Stein, von einem Katapult geschleudert, das Deck. Ein flammensprühender Wurfspieß bohrte sich dumpf dröhnend in die Heckaufbauten. Pfeile sirrten hin und her. Aber schon hatten wir uns fünfundsiebzig Fuß von der Kette entfernt, an der sich einige Männer festklammerten. Hinter mir stöhnte jemand. Ich riß den Wurfspieß aus der Holzwand und schleuderte ihn, noch immer brennend, über Bord.

Hier und dort gingen andere Galeeren längsseits zur Kette und setzten in kleinen Booten Männer aus, die mit Werkzeugen an den starken Gliedern sägten.

Und wieder gab Callimachus das Zeichen zum Angriff, und wieder bohrte sich die Ramme tief in die Flanke eines feindlichen Schiffes. Und wieder zogen wir uns zurück.

Eine Tonkugel mit brennendem Pech zerplatzte auf unserem Deck. Ein zweites Geschöß fiel an Steuerbord zischend ins Wasser. Unsere Katapulte erwiderten den Beschuß mit Pech und Steinen. Die aufflackernden Brände wurden mit Sand gelöscht.

»Ab jetzt werden sie auf Abstand achten«, sagte Callimachus zu dem Offizier neben sich. »Dann kommen wir mit der Ramme nicht mehr heran.«

Noch während er diese Worte äußerte, begannen sich mehrere Piratenschiffe zurückzuziehen. Die kleinen Boote aber blieben wie Kletten an der Kette hängen.

Langsam rückten wir vor. Ein Pfeilhagel bestrich unser Deck, viele Geschosse blieben im Bugkastell stecken.

»Bogenschützen!« rief Callimachus.

Wir beschossen das nächst erreichbare Beiboot, und zwei Männer stürzten ins Wasser. Andere sprangen freiwillig über Bord und suchten schwimmend die Deckung des nächsten größeren Piratenschiffes.

»Laßt sie nicht in die Nähe der Kette!« rief Callimachus seinen Bogenschützen zu. Mit einem Fernglas der Häuserbauer suchte er anschließend die Kette ab. »Seht doch, Jungs, wie wenig Respekt man vor euch hat!«



Fünf kleine Ruderboote kamen über die Kette. Die Männer darin waren mit Schwertern und Enterhaken bewaffnet. Wollten sie tatsächlich gegen uns kämpfen? Wie die meisten goreanischen Schiffe dieser Type war unsere Galeere flach gebaut; trotzdem mußte ihre Reling hoch über der Bordwand der kleinen Boote liegen.

Die *Tina* raste auf die Kette zu. Wir überfuhren das erste kleine Boot und zerschmetterten es; Bug und Heck ruckten empor, während die Insassen schreiend ins Wasser sprangen. Ein zweites Boot fiel unseren Steuerbordrudern zum Opfer und kenterte. Die anderen drei flohen zur Kette zurück.

Nun bemerkte ich, daß der Vorstoß zur Ablenkung gedient hatte. Man wollte uns beschäftigen, während andere Ruderboote, mit dicken Flechtschilden geschützt, zur Kette vorrückten. Hinter diesen Schilden waren die Umrisse von Männern auszumachen, die sich mit Sägen an der Kette zu schaffen machten.

Wir waren aber nicht lange genug abgelenkt worden.

Wieder näherte sich die *Tina* der Kette und schwang breitseits herum. »Feuer!« schrie Callimachus.

Pfeile bohrten sich in das dichte Geflecht, richteten aber keinen großen Schaden an, obwohl manche Spitzen bis zu einem Fuß weit hindurchdrangen. Die Pfeile steckten in der starken Schutzwand fest. Außerdem gab es von den Piratengaleeren heftiges Gegenfeuer zum Schutz der kleinen Boote. Die Flechtschilde unserer Bogenschützen waren im Nu gespickt mit Federn und Holz.

Ein schwerer Katapultstein ließ die Reling unserer Heckaufbauten zersplittern.

»Dichter heran! Dichter heran!« rief Callimachus.

Auf kurze Entfernung wurde brennendes Pech durch die Luft geschleudert. Pfeile suchten sich rasend ihr Ziel. Plötzlich erschien ein Arm über der Reling, dann kletterte ein tropfnasser Mann an Bord. Ich begegnete ihm mit dem Schwert und zwang ihn ins Wasser zurück. Deutlich sah ich

die schimmernden Augen von Piraten, nur wenige Fuß entfernt, durch ein wenig Wasser und die Kette voneinander getrennt.

Hinter der Reling des gegnerischen Schiffes tauchte ein Mann auf und hob seinen Bogen. Doch in der nächsten Sekunde traf ihn ein Pfeil in die Brust und ließ ihn zurücktorckeln.

Ich hörte die Kette an der Außenwandung der *Tina* entlangschaben, dann traf das Steuerbord-Scherblatt gegen das Holz eines Langbootes. Gleich darauf glitten wir an der Kette entlang, und unsere Steuerbord-Ruder schlugen die geflochtene Deckung eines anderen Ruderbootes locker, das sich der Kette zu sehr genähert hatte.

Auf der gegenüberliegenden Galeere wurden Fäuste geschüttelt.

Die *Tina* wendete bereits wieder. Die Überreste zweier Langboote schwammen im Wasser.

»Ruder zurück!« rief Callimachus. Die *Tina* entfernte sich rückwärts, den Bug auf die Kette gerichtet.

Die Piratenschiffe waren ebenfalls auf Abstand gegangen. Die zehnte Ahn, die goreanische Mittagsstunde, stand bevor.

Callimachus übergab seinem Offizier das Kommando und verließ das Vorderkastell.

»Glaubst du, Voskjard wird sich zurückziehen?« fragte ich.

»Nein.«

»Wann wird er es wieder versuchen?« wollte ich wissen.

»Wann rechnest du damit?«

»Heute abend.«

»Natürlich.«

Langsam fuhr die *Tina* in der Dunkelheit die Kette ab. Leise, beinahe unhörbar senkten sich die Ruder ins Wasser und wurden wieder emporgehoben.

»Irgendwo dort draußen lauern sie«, sagte Callimachus.

Zwei Schiffslaternen waren an Stangen links und rechts des Bugs über die Bordwand geschoben worden und verbreiteten ein gelbliches Licht. Im Schein der Steuerbordlaternen waren hier und dort die schwarzen Rundungen der Kette sichtbar, die sich vor allem in der Nähe eines Stützpfostens über das Wasser erhoben.

»Still!« sagte Callimachus. »Halt!« rief er dem Rudermeister leise zu, der unmittelbar hinter dem Bugkastell Aufstellung genommen hatte. Die Ruder der *Tina* wurden abgehoben und ein Stück eingezogen. Vom eigenen Schwung getrieben, glitt das Schiff in südlicher Richtung an der Kette entlang. Gleich darauf knirschte die Kette unterhalb des Steuerbord-Scherblatts an der Schiffshülle entlang.

»Was hast du gehört?« fragte ich.

Wir blickten über die Bordwand auf die Kette, die hier etwa sechs Zoll über dem Wasser hing. »Sie waren hier«, sagte Callimachus. »Ich bin ganz sicher. Geh aus dem Licht!«

Ich zuckte zurück.

»Hoffnungslos«, sagte er betrübt. »Sie kommen und gehen, wie es ihnen gefällt – und ziehen sich zurück, wenn wir anrücken.«

»Dagegen können wir kaum etwas tun«, bemerkte ich.

»Lösch die Laternen!« befahl Callimachus. »Nein, halt! Schilde und Schwerter! Schilde und Schwerter, Leute!«

Kaum war dieser Ruf ertönt, da flogen auch schon Entenhaken über die Bordwand herauf und gruben ihre Spitzen in das Holz. Die Eisenhaken standen sichtlich unter Spannung: Männer stiegen an den Tauen empor, die daran befestigt waren. Aber sie trafen auf Widerstand: Schreiende und

fluchende Verteidiger trieben die dunklen Gestalten mit Schilden und spitzem Stahl zurück. Die Piraten waren mit Beibooten angerückt und mußten die steile Bordwand erklimmen; sie konnten nicht aus gleicher Höhe von Deck eines großen Schiffes zu uns herüber springen. So lag der Vorteil ganz bei uns, und nur ein Mann erreichte das Deck. Seinen starren Körper, an einem Dutzend Stellen durchbohrt, warfen wir in den Vosk zurück, hinter seinen zurückweichenden Kameraden her.

Callimachus wischte sein Schwert an der Tunika ab. »Welch eine Kränkung!« sagte er grinsend. »»Glauben die Kerle ernsthaft, wir sind ein wehrloses Handelsschiff, das sie ungestraft so tollkühn angreifen können?«

Ich zuckte die Achseln.

»Lösch die Laternen!« sagte Callimachus zu einem seiner Männer. »Vielleicht lauern die Piraten noch in der Nähe.«

»Wir sollten das Beiboot aussetzen«, sagte ich zu ihm. »Mit umhüllten Rudern könnten wir unseren Abschnitt der Kette besser bewachen.«

»Wieso?«

»Unser Schiff, selbst wenn wir alle Lichter löschen, kann sich der Kette niemals so leise nähern wie ein kleines Boot. Die Piratenboote brauchen sich nur von der Kette zurückzuziehen.«

»Das Beiboot«, entwickelte Callimachus meinen Gedanken weiter, »müßte westlich der Kette unterwegs sein, um sich den Piratenbooten noch unauffälliger nähern zu können.«

»Richtig«, sagte ich.

»Wer da?« rief eine Stimme aus der Dunkelheit.

Wir legten die Ruder still.

»Fertig!« flüsterte ich den Männern in meiner Begleitung zu. Wir näherten uns der Kette aus westlicher Richtung. Unser Ruderboot war vor einer Viertel-Ahn über die Kette

hinweg zu Wasser gelassen worden. Inzwischen waren wir in wenigen Metern Abstand an einigen im Fluß ankernden Piratenschiffen vorbeigekommen.

»Wer da?« rief die Stimme.

»Jetzt!« sagte ich. Jäh richteten sich fünf Männer hinter der Bordwand auf. Aus unmittelbarer Nähe wurden die Pfeile auf das andere Boot abgeschossen, das wir im gleichen Moment berührten. Ich hörte Männer schreien und Werkzeuge ins Boot poltern. Mit gezogenen Schwertern stürmten wir das andere Boot. Wir sagten kein Wort. Geschrien wurde nur von den Piraten. So mancher rettete sich durch einen schnellen Sprung ins Wasser.

»Was ist da los?« rief eine Stimme von einem der größeren Piratenschiffe, die weiter entfernt von der Kette beigedreht lagen.

Doch schon waren wir weitergeglitten.

»Zurück! Zurück!« rief eine Stimme angstvoll in der Nacht.

»Rückwärtsrudern«, sagte ich. »Und halten.«

Das Ruderboot verharrte dümpelnd im Wasser.

»Wir wissen, daß ihr da seid!« rief ein Mann aus der Nähe der Kette. »Wir sind bewaffnet! Es ist euer Risiko, wenn ihr euch heranwagt! Gebt euch zu erkennen!«

Die Angst des Mannes war deutlich zu spüren, und ich lächelte. Befehle gab ich nicht.

»Gebt euch zu erkennen!« wiederholte die Stimme.

Wir schwiegen.

In einem Angriff sah ich keinen Sinn. Den Überraschungsmoment hatten wir verloren, denn wir hatten im Schutze der Nacht bereits drei Ruderboote erobert. Die Piraten wußten längst, daß an der Kette eine Gefahr umging. Sie hatten kühn vorgehen wollen, mußten nun aber feststellen, daß wir das nicht zuließen.

Wir schwiegen.

»Zurück zum Schiff!« sagte die Stimme in der Nacht. »Zurück zum Schiff!«

Wir ließen das Boot an uns vorbeigleiten; nach den Geräuschen zu urteilen, war es einige Meter entfernt.

Anschließend ließ ich unser Boot zur Kette vordringen, wo ich die Eisenglieder abtastete. An einem der schweren Eisenstücke machte ich eine konkave Unebenheit aus, die in eine kantige, geometrisch präzise Vertiefung überging, zu schmal, um den Finger hineinzustecken. Ich tastete den Einschnitt in das Kettenglied nach beiden Seiten ab. Er war diagonal geführt und reichte etwa einen Zoll tief.

»Was ist?« fragte einer meiner Begleiter.

»Sie müssen hier etwa eine Viertel-Ahn lang am Werk gewesen sein«, bemerkte ich.

»Wie schlimm steht es?« wollte er wissen.

»Die Kette ist geschwächt.«

»Was tun wir?«

»Wir setzen unsere Patrouillenfahrt fort.«

»Hast du das gehört?« fragte einer meiner Männer.

»Ja«, antwortete ich.

»Ein Fisch?«

»Eher ein Taucher, würde ich sagen.«

»Was machst du?«

»Holt mich in fünf Ehn hier wieder ab«, sagte ich.

Ich legte meine Waffe mitsamt der Scheide unten ins Boot. Dann zog ich Sandalen und Tunika aus.

»Gebt mir ein Messer!« forderte ich.

»Hier!« sagte jemand. Ich steckte mir die Klinge zwischen die Zähne und rollte stumm über die Reling des Ruderboots, das sich beinahe lautlos entfernte.

Es war kalt und dunkel im Wasser des Vosk-Flusses.

Einige Ehn später kehrte das Boot zurück, und ich wurde an Bord gezerrt.

»Hier ist dein Messer«, sagte ich.

»War es ein Fisch?« fragte jemand.

»Nein.«

»Die Klinge ist ja klebrig«, sagte der Mann, der mir die Waffe geliehen hatte.

Ich spuckte in den Vosk. »Spül sie ab!« sagte ich.

»Wie viele waren es?« wollte jemand wissen.

»Zwei«, sagte ich. »Sie hatten keine Geduld. Sie wollten zu schnell weiterarbeiten.«

»Was tun wir jetzt?«

»Wir kehren zur *Tina* zurück«, sagte ich. »Wir brauchen unseren Schlaf, denn morgen wird es zu Kämpfen kommen.«

»Ist die Kette beschädigt?« fragte ein Mann.

»Ja, ziemlich«, gab ich zurück.

»Das hätte auch an hundert anderen Stellen passieren können.«

»Das meine ich auch.«

»Morgen wird die Kette also nicht halten«, sagte ein Mann zögernd.

»Ich gehe davon aus.«

»Vielleicht sollten wir fliehen, solange es noch möglich ist«, meinte er.

Ich zuckte die Achseln. »Darüber müssen die Besatzungen und ihre Kapitäne bestimmen«, meinte ich.

»Die Taucher – hast du sie beide umgebracht?«

»Ja«, sagte ich.

»Dann wird Ragnar Voskjard also nicht erfahren, daß die Kette gerade an jener Stelle besonders schwach ist.«

»Nein.«

»Aber es wird andere Stellen geben.«

»Natürlich«, bestätigte ich.

»Es ist unmöglich, die Kette zu beschützen«, sagte jemand.

»Früher oder später, wenn nicht schon diese Nacht, wird sie durchgeschnitten.«

»Voskjard ist bei seinen Plänen schon sehr behindert worden«, sagte einer der Männer. »Es heißt, er sei nicht sehr geduldig.«

»Wir sind keine Seeleute«, meinte ein anderer. »Bei einem

offenen Kampf auf dem Fluß haben wir gegen Voskjards schnelle Schiffe keine Chance.«

»Mit uns kämpfen die Schiffe aus Port Cos«, bemerkte jemand.

»Das sind zu wenige. Und ist die Kette erst einmal durchbrochen, ziehen sie sich möglicherweise zurück, um Port Cos zu schützen.«

»Wenn es Voskjard gelingt, sich mit Policrates zusammenzutun«, sagte ein Mann, »und wenn dann die Streitkräfte von Port Cos und Ar-Station gespalten sind, kann sich keine Stadt am Fluß mehr in Sicherheit wiegen.«

»Dann würde den Piraten der ganze Vosk gehören.«

»Wir müssen fliehen!« rief jemand.

»Hierüber kann morgen früh durch die Kommandeure und ihre Besatzungen entschieden werden«, sagte ich.

»Aber man kann auch einzeln fliehen.«

»Den ersten, der seinen Posten verläßt, bringe ich um!« rief ich.

»Gib uns deine Befehle!« rief jemand.

»Dreht bei!« sagte ich. »Wir wollen zur *Tina* zurückkehren.«

»Aber wir müssen an der Kette bleiben.«

»Nein«, sagte ich.

Langsam wendete das Ruderboot und bewegte sich in nördlicher Richtung an der Kette entlang. Ich war zu dem Schluß gelangt, daß das Schicksal des Flusses nicht vom Schicksal der Kette abhing.

Auf dem Rückweg wurden wir mehrmals von Piraten angerufen, antworteten aber nicht.

»Wir haben keine weiteren Hinweise auf Arbeiten an der Kette gefunden«, sagte ein Mann, als wir uns der *Tina* näherten, die östlich der Kette lag und an einer der Bugkastell-Leinen eine Laterne präsentierte.

»Vielleicht hat Voskjard aufgegeben«, meinte jemand.

»Vielleicht ist die Arbeit längst zu seiner Zufriedenheit getan«, sagte ein anderer.



»Die Kette muß halten!« rief einer unserer Ruderer.  
»Was meinst du, Jason?« fragte jemand.  
»Wollen wir inbrünstig hoffen, daß sie hält«, sagte ich.  
»Aber du glaubst nicht mehr daran?«  
»Nein.«

»Wir müssen fliehen!« rief jemand.  
»Würdest du den Fluß Männern wie Policrates und Ragnar Voskjard überlassen wollen?«

»Nein.«  
»Bist du es, Jason?« rief Callimachus von Bord der *Tina*.  
»Ja.«

Das große Schiff tauchte vor uns auf, und wir warfen eine Leine hinüber.

### 3

Die Galeere, etwa achtzig goreanische Fuß lang, raste auf die Kette zu. Ihr Bug ragte unnatürlich hoch aus dem Wasser und berührte nicht einmal die Wellenkronen.

»Hervorragend!« lobte Callimachus den Gegner.

»Was ist?« rief ich zum Bugkastell empor.

»Sie haben den Ballast verlagert!« rief Callimachus zurück. »Großartig!«

Das Schiff setzte die Anfahrt fort. Das Dröhnen des Hammers tönte bis zur *Tina* herüber. Eine solche Geschwindigkeit ließ sich nur kurze Zeit durchhalten. Der mächtige Schiffsleib hob sich vorn noch ein wenig mehr aus dem Wasser.

»Sind die verrückt geworden?« rief ich.

»Sie wollen über die Kette rutschen«, sagte Callimachus.

Ich umklammerte staunend die Reling. In den unteren Laderäumen mußte jedes Sandkorn zum Heck verlagert worden sein, ebenso wie Gerätschaften und Katapultsteine und sogar die Mannschaft – mit Ausnahme der Ruderer.

Und schon war der konkave Bug über die Kette gerutscht.

Knirschend fuhr die Kette am Kiel entlang. Im nächsten Moment saß die Galeere halb auf der Kette fest und bewegte sich torkelnd wie ein Schiff auf einer Sandbank, von Wogen bestürmt, von gegensätzlichen Strömungen gepackt.

»Ruder aus!« rief Callimachus. »Fertig!«

Aus westlicher Richtung sahen wir eine zweite Galeere herbeirasen, den Bug hoch aus dem Wasser erhoben.

Die erste Galeere ließ die Ruder wirbeln und rutschte in Schräglage weiter vorwärts.

»Sie wird über die Kette kommen!« rief ich.

»Zwei Strich Backbord!« rief Callimachus. »Fahrt aufnehmen!« Mit Handsignalen gab sein Offizier diesen Befehl an die Steuerleute und den Rudermeister am Heck weiter.

Die *Tina* bewegte sich in schneller Fahrt auf den Eindringling zu. Ich warf mich an Deck. Wir trafen die Steuerbordseite des Bugs, als der Pirat eben knirschend und splitternd von der Kette glitt.

»Ruder rückwärts!« befahl Callimachus.

Der Aufprall hatte mich fast drei Meter weit über das Deck gleiten lassen.

Bis zum Kiel erbebend, begleitet von lauten Splittergeräuschen, zog die *Tina* ihre Ramme wieder frei. Das Vorderdeck des Gegners lag bereits unter Wasser. Männer standen dort bis zu den Knien im Wasser und klammerten sich verzweifelt fest. Das Katapult auf dem hohen Achterdeck des Gegners hatte sich von seinem mächtigen Drehgestell gelöst. Die Spannseile wirbelten im Wind. Eine Gestalt stürzte vom Heck ins Wasser.

»Seht!« rief ein Mann bedrückt und deutete nach Steuerbord. Die feindliche Galeere war über die Kette gerutscht.

»Das erste Schiff Ragnar Voskjards hat die Kette überquert!« rief ein anderer Kämpfer.

Weitere Galeeren näherten sich der Kette.

»Und noch eine ist herüber!« rief ein Mann und deutete auf ein Schiff, das die Kette mit einem Rammanöver zu durchbrechen versuchte. Unterdessen eilte die *Mira* herbei,

um die Galeere anzugreifen, die über die Kette gerutscht war. Der Stoß fand sein Ziel, und unsere Männer jubelten. Das Steuerbordruder der feindlichen Galeere war beim Überqueren der Kette abgerissen worden. Voskjards Galeeren verfügten wie die meisten goreanischen Schiffe über zwei Steuerruder.

»Hart Steuerbord!« rief Callimachus. »Ruder einziehen!«

Die Ramme des Gegners ging ins Leere. Sein Steuerbord-Scherblatt schabte an unserer Außenwandung entlang.

»Ruder ausfahren!« befahl Callimachus. »Wenden!«

»Zwei weitere Schiffe sind über die Kette!« rief Callimachus' Offizier und deutete nach Backbord.

»Schiffe aus Port Cos im Anmarsch!« meldete ein anderer Mann. Unsere Besatzung begann zu jubeln. Zehn solcher Schiffe waren zur Kette verlegt worden. Zwanzig weitere bewachten unter Callisthenes' Kommando die Gewässer an der südlichen Kettenwachstation. Diese Schiffe, die Einheiten aus Port Cos, waren unsere große Hoffnung. Nur sie, so befürchteten wir, mochten in der Lage sein, sich Voskjards Streitkräften im offenen Kampf zu stellen. Die Schiffe aus Ar-Station konnten das Bild zwar zahlenmäßig etwas verbessern, doch fanden wir sie nicht so kampfstark wie etwa die Schiffe Voskjards oder die Einheiten aus Port Cos. Cos verfügt über eine langjährige Marinetradition, und viele Offiziere aus Port Cos waren geborene Cosianer, Söldner oder Veteranen der cosianischen Marine, in die Kolonie abkommandiert, um die Interessen der Heimatinsel auf dem Fluß zu verteidigen.

»Dort – ein Schiff aus Ar-Station!« rief der Offizier vom Bugkastell.

Wir hatten gewendet, doch schon hatte die Galeere, die uns beinahe aufgespießt hätte, den Bug in unsere Richtung gedreht.

»Sie ist schnell«, sagte jemand.

»Warum hat sie noch nicht angegriffen?«

»Sie wartet auf Unterstützung«, mutmaßte jemand.

»Nein«, sagte ein Mann. »Wenn wir zur Kette vorrücken, kann sie uns mittschiffs rammen.«

»Sie verteidigt ihre Schwesterschiffe«, meinte jemand.

»Wir können die Kette nicht mehr verteidigen!« rief eine Stimme.

Aber dann sahen wir die Galeere nach Steuerbord schwingen. Ein anderes Schiff, das die Wimpel von Port Cos gehißt hatte, hielt darauf zu.

»Zurück an die Kette!« rief Callimachus in das Jubeln unserer Seeleute.

»Wieder ein Schiff rüber!« rief ein Mann zornig und deutete zur Seite. Die Galeere hatte die Kette bereits überwunden und war für uns nicht mehr erreichbar. Sie glitt hinter uns vorbei auf die schlammige Weite des Vosk.

»Wie viele sind schon über die Kette?« fragte ein Mann bedrückt.

»Wer weiß?« gab ein anderer zurück.

Immer wieder ramnten Galeeren die riesigen Kettenglieder, wichen zurück und erneuerten geduldig den Angriff.

»Sicher haben sie sich Stellen aufs Korn genommen, von denen sie wissen, daß sie während der Nacht schon geschwächt worden sind«, sagte ein Mann in meiner Nähe. Er war gestern in dem kleinen Boot mit mir auf Patrouille gewesen.

»Ja«, sagte ich. »Schau, dort!«

Ich wies auf einen der Kettenpfähle, die aus dem Wasser ragten. Er war mit gelber Farbe bespritzt worden.

»Katapult!« rief Callimachus.

Zwei Steine segelten in die Luft und näherten sich in anmutigem Bogen einem Piratenschiff. Die Geschosse stürzten in den Fluß und ließen riesige Wassersäulen emporsteigen.

»Bogenschilden!« befahl Callimachus.

Wir näherten uns der ersten der Galeeren und schossen Pfeile auf sie ab. Der Gegner wich zurück.

»Es gibt andere Angreifer«, sagte ein Mann.

Wir bewegten uns an der Kette entlang und erreichten das verlassene Wrack eines Piratenschiffes. Bei dem Versuch, über die Kette zu fahren, war es in zwei Teile zerbrochen.

»Achterraus, etwa eine Pasang entfernt, liegt eine Piratengaleere und scheint in Schwierigkeiten zu sein.«

»Wir bleiben an der Kette«, sagte Callimachus.

»Aber sie hat Schlagseite!« rief der Mann. »Ich glaube, das Schiff ist angeschlagen!«

»Wir verlassen die Kette nicht.«

Ich lächelte. Callimachus war ein guter Kapitän. Er ließ sich aus seiner Stellung nicht weglocken. Durch Umverteilung des Ballasts über dem Kiel ließ sich mühelos eine Schräglage vortäuschen. Außerdem hätte die Galeere nicht beidrehen müssen, wenn sie wirklich angeschlagen wäre. Geruderte Galeeren sind selten völlig hilflos. Sollte der Gegner aber wirklich nichts unternehmen können, stellte er keine unmittelbare Gefahr dar. Und war er *doch* einsatzbereit, brauchte man ihn nur im Auge zu behalten.

»Seht!« rief der Offizier vom Bugkastell und deutete einen Strich backbord voraus.

Callimachus nahm dem Offizier das Glas der Häuserbauer ab. »Die *Sita* aus Kap Alfred«, sagte er, »und die *Tais* aus Port Cos.«

»Beide haben am Bug Notsignale aufgezogen«, sagte der Offizier.

»Drehen!« befahl Callimachus.

Hörnerklang wehte über das Wasser herbei. Ich wußte nicht, was die Signale bedeuten sollten.

»Was ist das?« rief ich zu Callimachus empor.

»Es mußte ja geschehen«, sagte er.

»Was denn?«

»Im Norden ist es passiert: Die Kette ist durchbrochen.«

Die *Sita* und die *Tais* waren inzwischen deutlich auszumachen.

»Wo sind die *Talia*, die *Thenta*, die *Midice*, die *Ina* und die *Tia*?« fragte der Offizier.

»Ich habe sie nicht gesehen«, antwortete Callimachus und gab dem Offizier das Fernglas zurück. »Siehst du sie?«

»Nein«, antwortete der Mann.

»Es waren sieben Schiffe«, sagte ich. Wir bewegten uns langsam in südlicher Richtung an der Kette entlang, und ich stand auf dem Heckkastell neben Callimachus.

»Vielleicht haben einige den Kampf überlebt«, meinte er.

»Ich sehe Schiffe«, sagte ich und deutete nach achtern. Am Horizont waren Punkte aufgetaucht, Punkte, die eine lange Reihe bildeten.

Callimachus reichte mir das Glas der Hausbauer. »Schiffe Voskjards«, sagte ich.

»Ja.«

»Offenbar besitzt Ragnar Voskjard mehr als fünfzig Einheiten«, stellte ich fest. Ich hatte bereits mindestens vierzig gezählt; außerdem wußte ich, daß hier und dort weitere an der Kette postiert waren.

»Callisthenes' Informationen waren offenbar unzutreffend«, bemerkte Callimachus. »Das ist eine schmerzliche und unwillkommene Lücke in unseren Planungen.«

»Wie viele mögen es sein?« wollte ich wissen.

»Keine Ahnung ... sechzig, hundert?«

»Gegen so viele Schiffe haben wir im offenen Kampf keine Chance.«

»Port Cos muß kämpfen, wie es nie zuvor gekämpft hat«, sagte Callimachus.

»Unsere Feinde haben keine Eile«, sagte ich. Ich hatte die Ruderschläge pro Ehn gezählt.

»Man will die Ruderer nicht ermüden. Port Cos ist die einzige Hoffnung des Vosk. Wir aus Ar-Station und von den unabhängigen Schiffen müssen Port Cos bei seinem Kampf unterstützen.«

»Die Chancen stehen überwältigend schlecht«, sagte ich. »Kann Port Cos überhaupt gewinnen?«

»Es muß!« rief er.

»Wenigstens besitzt Port Cos Kapitäne wie Callisthenes.«

»Seine zwanzig Schiffe, von der südlichen Wachstation herbeigerufen, bringen die Entscheidung«, sagte Callimachus.

»Wir werden jedes davon brauchen, wenn wir uns bemerkbar machen wollen«, äußerte ich. »Ohne sie wär's das reinste Schlachtfest.«

»Mit ihnen ließe sich das Heft vielleicht in die Hand nehmen – obwohl die Aussichten nicht rosig sind«, bemerkte Callimachus.

»Du siehst beunruhigt aus.«

»Ich hoffe inbrünstig, daß die Kette nicht auch südlich von uns geöffnet wurde.«

»Wir haben sie so gut und so lange geschützt wie irgend möglich«, sagte ich.

»Wollen wir hoffen, daß die Zeit nutzbringend verwendet wurde, die uns diese Arbeit kostete.«

Ich erschauerte. »Hoffentlich«, sagte ich. Wenn sich unsere Flotte nicht formieren konnte oder unsere Flanken aufgerollt wurden, stand den Streitkräften am Vosk ein tragischer Tag bevor. Die Reste unserer Flotte mochten den Fluß bis Turmus übersäen.

»Hast du Befehle für mich?« fragte ich.

»Schärfe dein Schwert«, sagte er, »und ruh dich aus, so gut du kannst.«

»Ja, Kapitän«, sagte ich, wandte mich ab, stieg den Niedergang hinab und ging nach vorn zum Bug. Die Ruderer arbeiteten mit einem Viertel der normalen Schlagzahl. Ich setzte mich neben meinen Sachen nieder und schärfte eine Zeitlang die Klinge meiner Waffe mit einem Wetzstein. Als ich fertig war, bedeckte ich den Stahl mit einem dünnen Ölfilm, um das Metall vor Rost zu schützen. Schließlich legte ich mich nahe der Steuerbordreling auf das glatte Deck und schlief schnell ein.

»Wie viele sind es?« hörte ich den Offizier Callimachus fragen; die beiden standen über mir auf dem Deck des Bugkastells.

»Zweiundvierzig«, lautete die Antwort.

Wir lagen reglos im Wasser, zweiundzwanzig Schiffe, die eine Doppelreihe bildeten. Die Ruder waren eingezogen.

»Die Kette hat gehalten«, sagte ein Mann in meiner Nähe.

»Ja«, antwortete ich. Im Norden war sie durchbrochen worden, hier aber, nahe dem Vosk-Südufer, hatte sie gehalten. Dies hatte uns die Möglichkeit eröffnet, unsere Flotte zu formieren. Zugleich war die linke Flanke unserer Position noch immer durch die schweren Glieder der cosianischen Kette geschützt, die zwischen ihren Pfeilern hing.

»Wo sind Callisthenes' Schiffe?« fragte ein Offizier.

»Sie werden in Kürze zu uns stoßen«, antwortete Callimachus. »Und bis dahin müssen wir die Stellung halten.«

Obwohl wir ziemlich weit südlich standen, war das Südufer des Vosk nicht auszumachen, nicht einmal von der Höhe der Bugaufbauten aus.

»Sie bilden den Angriffskeil«, sagte ein Offizier neben Callimachus.

Unsere rechte Flanke wurde durch sieben Schiffe aus Port Cos gedeckt, sieben von den zehn, die ursprünglich auf dem Fluß unterwegs gewesen waren. Wir hatten bereits etliche Verluste zu beklagen, aber auch Ragnar Voskjard war nicht ungeschoren geblieben.

»Ja«, sagte Callimachus und reichte einem seiner Offiziere das Fernglas der Hausbauer zurück. »Es ist der Keil.«

»Und westlich der Kette stehen weitere Schiffe Voskjards«, sagte ein Mann niedergeschlagen.

Es waren die Schiffe, die seit gut einem Tag in unserem Sektor gegen die Kette anzurennen versuchten. Wir hatten noch keinen rechten Eindruck von der Zusammensetzung dieser Flotte gewinnen können, doch wurde angenommen,



daß diese südliche Flotte größer war als die im Norden, die erfolgreich gegen die Kette vorgegangen war.

Auf der Grundlage von Callisthenes' Angaben hatten wir geschätzt, daß Ragnar Voskjard etwa fünfzig Schiffe unter seinem Kommando hatte. Diese Zahl hatte sich inzwischen als grundlegend falsch herausgestellt und mußte vermutlich beinahe doppelt so groß angesetzt werden.

Während die Kette im Norden vermutlich immer weiter geöffnet wurde, hatte sie im Süden lange genug zu halten, um uns daran entlang zurückzuziehen und zu formieren.

»Es gibt kaum Hoffnung für uns«, sagte jemand.

»Die Piraten bilden den Keil«, bemerkte ein Mann.

»Wo sind Callisthenes' Einheiten?« wollte ein anderer wissen.

»Sie werden bald eintreffen«, antwortete jemand.

»Kapitän!« sagte ein Offizier.

»Ja?« antwortete Callimachus.

»Soll ich den Befehl geben, die Schiffe zusammenzuketten?«

Solche Kommandos ließen sich mit Flaggen und Hornsignalen verbreiten.

»Nein.«

»Wie wollen wir dem Stoß eines solchen Keils anders widerstehen?«

»Wir werden unsere Beweglichkeit nicht einschränken«, befahl Callimachus. »Wir lassen uns die Wirksamkeit unserer Rammen und Scherblätter nicht beschneiden.«

»Wir müssen eine schwimmende Holzfestung bilden«, beharrte der Offizier. »Gegen eine solche Zitadelle rennt der Keil vergeblich an.«

»Die Schiffe in unserer inneren Verteidigungslinie könnten nicht zum Einsatz kommen«, erklärte Callimachus. »Wir wären nichts anderes als ein festgezurrtes, träge daliegenes Angriffsziel, das unmöglich zu verfehlen wäre. Außerdem könnten wir uns nicht wehren, sollte jemand uns seitlich umgehen. Uns bliebe nichts anderes übrig, als den

Rammen des Feindes die ungeschützten Bordwände hinzuhalten. Nach knapp einer Ahn wäre deine schwimmende Festung ein einziges Gewirr aus hin und her schwappenden Wrackteilen.«

»Dann wollen wir uns zurückziehen«, sagte der Offizier.

»Dazu ist es zu spät«, widersprach Callimachus.

Mit bleichem Gesicht schaute der Offizier über das Wasser. »Die Flotte ist schon in Bewegung«, sagte er.

»Ja.«

»Was können wir tun?«

»Wir müssen die Stellung halten, bis Callisthenes eintrifft«, sagte Callimachus.

»Dem Stoß des Keils können wir niemals standhalten!« jammerte der Offizier.

»Hier meine Befehle«, sagte Callimachus.

Es war eine Galeere der schweren Klasse, geeignet für die Hochseefahrt. Sie bildete die Spitze des Keils. Nie zuvor hatte ich eine Galeere so schnell durchs Wasser pflügen sehen. An jedem Ruder saßen zwei Männer. Unser Bug war so ausgerichtet, daß der Eindruck entstand, wir wollten den Rammstoß mit unserem Rammschild auffangen. Der Aufprall, sollte es dazu kommen, konnte unseren Kiel zerbrechen lassen.

An unserer Backbordseite lag, beinahe auf Tuchfühlung, die *Mira*, unser Schwesterschiff aus Victoria.

Auf dem Bugkastell des angreifenden Schiffes hob der Kapitän den Arm. Beinahe sofort schwenkte die Galeere, die bei dieser Geschwindigkeit auf die geringste Regung des Ruders ansprach, einen Strich nach ihrem Steuerbord. Sie wollte nicht von der *Tina* abgebremst werden, sondern zwischen uns und der *Mira* durchbrechen und damit die Frontlinie aufreißen. Links und rechts von ihrem Heck folgten zwei weitere Galeeren wie gehorsam mitlaufende Sleen und hatten offenbar die Absicht, die Öffnung auszunutzen, die die Spitze des Keils reißen mußte. Hinter diesen

nachrückenden Galeeren erweiterte sich die Formation durch andere Schiffe; auch direkt hinter der ersten Galeere pflügten Angreifer durch das Wasser. Es war wohl unausweichlich, daß unsere Formation durchbrochen, daß unsere Kommunikation gestört werden würde. Die Feinde würden sich unter uns mischen, womit sich die zu verteidigenden Flanken vervielfachen mußten. Getrennt würden wir uns wehren müssen, behindert durch die Versuche, uns gegenseitig abzuschirmen und zu unterstützen. Einzeln verfolgt, würde man uns zusammentreiben und umringen, woraufhin dann die Piraten ihr böses Spiel mit uns treiben konnten. Ragnar Voskjard war an der Kette im Süden aufgehalten worden. Ich nahm nicht an, daß er daran großen Spaß gehabt hatte. Und ich rechnete nicht damit, daß er Gefangene machen würde.

»Jetzt!« brüllte Callimachus.

Normalerweise hat jedes goreanische Schiff drei Stangen an Bord, mit denen die Boote beim Ablegen vom Ufer weggestoßen werden. So natürlich auch die *Tina* und die *Mira*. Die Ruder waren eingezogen.

Als das feindliche Schiff schon Anstalten machte, sich wie ein Messer zwischen uns zu pressen, hoben Männer auf der *Mira* und der *Tina* diese Stangen und stießen auf ein Kommando hin die Schiffe auseinander. Es gab ein dröhnendes Kratzen, doch schon stand die feindliche Galeere, die uns mit Gewalt hatte auseinanderdrücken wollen, ohne allerdings auf großen Widerstand zu stoßen, ein gutes Stück achteraus. Beinahe sofort traten andere Männer in Aktion und zogen unsere Schiffe mit Hilfe von Enterhaken und Seilen wieder dichter zusammen. Die Schiffe hinter der ersten Galeere hatten dem Anführer folgen und die Öffnung ausnutzen wollen, die er in unsere Formation riß. Die Spitze des Keils lag bis auf einige Splitter und Farbkratzer unbeschädigt hinter uns. Die beiden nachfolgenden Schiffe schabten mit den Bordwänden gegeneinander. Brennendes Pech und Pfeile regneten auf die Decksplanken nieder. Ich

hörte an Backbord und Steuerbord Rammen dröhnen. Und schon wurde eines der Schiffe aus der zweiten Reihe von einem nachfolgenden Schiff, das nicht mehr aus dem Schwung genommen werden konnte, ins Heck getroffen. Die Piratengaleeren begannen rückwärts zu rudern, in dem verzweifelten Bemühen, sich zu lösen, doch wehrlos daliegend, halb aus dem Kurs gedreht, mußten sie unseren Beschuß hinnehmen. Zwei weitere Schiffe, die nicht mehr rechtzeitig abbremsten konnten, bohrten sich von hinten in das Schiffsgewirr.

Ich drehte mich um. Die erste Galeere, die hinter unseren Linien isoliert war, versuchte nach Südosten zu entkommen, wo sie nicht von der Kette behindert wurde. Darin aber wurde sie von der *Tais* gestört, die von unserer rechten Flanke aus das andere Schiff umrundete und voll auf der Backbordseite traf. Der Rammstoß landete hoch, dennoch strömte Wasser in den Schiffsleib. Männer sprangen vom Deck ins Wasser. Kurze Zeit später lag die Galeere mit Schlagseite im Wasser, unbemannt. Das Leck in der Wandung hob sich schließlich gänzlich über die Wasserlinie. Ich sah, wie Männer von der *Tais* übersetzten und sich auf den schrägen Decks bewegten. Kurze Zeit später kehrten sie auf ihr eigenes Schiff zurück.

Anschließend entfernte sich die *Tais* von dem angeschlagenen Schiff, dessen Heck plötzlich ruckhaft herum schwang.

»Die Galeere sitzt auf einer Sandbank fest!« rief jemand.

»Ja«, sagte ich. Die beschädigte Galeere schwamm nicht länger mit der Strömung auf die Kette zu.

»Es ist die *Tuka*«, sagte ein Mann neben mir.

»Ist das ein bekanntes Schiff Ragnar Voskjards?« fragte ich.

»Ja.«

»Und wieder der Keil!« rief eine Männerstimme.

Ich blickte nach Norden. Die feindliche Flotte hatte sich neu formiert.

»Sie fahren nur halbe Rudergeschwindigkeit«, sagte ein Mann.

»Sie werden ihren ersten Fehler nicht wiederholen«, meinte ein anderer.

Diesmal hatte man sich vorgenommen, unsere Linie mit beständigem Druck zu sprengen – nicht in einem plötzlichen Aufprall, sondern als heranströmende Flut, als Lawine aus Holz und Stahl, kontrolliert, geordnet, jeden Augenblick auf die taktische Situation eingestellt. Es sollte nicht wieder vorkommen, daß die Spitze des Keils hinter unseren Linien verlorenging, sich ins Leere richtend.

An den Signalleinen stiegen Flaggen empor, zerrissen, im Wind knallend. Signalfahnen, Wimpel und Streifen, in gemischten Farben und Mustern, liefen am Bug der *Tais* auf und bestätigten diese Befehle.

»Sie macht volle Rudergeschwindigkeit«, sagte ein Mann.

Die *Tais*, das Heck tief im Wasser hängend, die Ramme halb in die Luft gereckt, raste nach Nordosten davon.

»Voskjards Keil rückt näher!« rief ein Offizier von unserem Bugkastell.

»Wir wollen die Schiffe zusammenketten, solange es noch möglich ist«, bat ein anderer Offizier.

»Nein«, sagte Callimachus.

»Seht doch!« rief ein Mann, der sich an einen Vorsprung unserer Bugaufbauten gehängt hatte. »Seht, die *Tais* verläßt unseren Verband. Die Schiffe aus Port Cos folgen ihr.«

»Unsere Flanke ist ungeschützt!« ertönte eine ängstliche Stimme und löste auf unseren Ruderbänken Verwirrung aus.

»Voskjard kann aus der Keilformation nicht mehr heraus«, sagte ich zu dem Mann neben mir.

»Unsere Flanke ist nicht unmittelbar gefährdet«, bemerkte er und legte einen Pfeil auf die Sehne seines kurzen Bogens.

»Nein!« rief ich lachend. »Nein! Schau doch! Plötzlich ist Voskjards Flanke nicht mehr geschützt.«

Die *Tais* und ihre schnellen, schnittigen Schwesterschiffe waren hinten um unsere Formation herumgekommen, voll-

führten eine unerwartete Umkreisungsbewegung und pflügten mit wirbelnden Rudern dahin, die Bugrammen halb erhoben, in der Sonne feucht schimmernd, von dröhnendem Trommelrhythmus angepeitscht, einer abgeschossenen Waffe vergleichbar.

Jubelnd waren unsere Ruderer auf die Bänke gestiegen.

Das führende Schiff des Angriffskeils versuchte den Kurs zu wechseln und fiel nach Steuerbord ab. Das unmittelbar nachfolgende Schiff, das fünfzig Meter zurücklag, vermochte nicht mehr innezuhalten. Seine Ramme traf den Anführer ins Heck, riß Holz auf und löste das Steuerbordruder. Beinahe gleichzeitig schwärmten die sieben Schiffe aus Port Cos auseinander, nahmen sich eine wehrlose Schiffsflanke zum Ziel und kamen in den ersten Kontakt mit ihrem Gegner. Und widmeten sich auf das mächtigste dem Kriegshandwerk.

Mir war unverständlich, wie sich Ar bei seiner Auseinandersetzung mit Cos auf dem Vosk gegen solche Schiffe und Kämpfer auch nur die geringste Chance ausrechnen konnte. Die Schiffe, die Ar-Station zur Flotte entsandt hatte, schienen eher Rundschiffe zu sein als Kampfeinheiten. Manche besaßen überhaupt keine Rammen und Scherblätter, geschweige denn umlegbare Masten. Nur wenige Einheiten verfügten über mehr als zwanzig Ruder. Keines der Schiffe schien ausreichend bemannt zu sein. Ar, so wollte mir scheinen, mußte seine Politik am Vosk behutsam angehen.

Die Schiffe aus Port Cos, die unter dem Kommando der *Tais* standen, zogen sich von den Schiffen zurück, die sie leckgeschlagen hatten. In Voskjards Flotte herrschte Verwirrung. Viele Schiffe kollidierten. Immer wieder gellten Signalthörner auf. Kapitäne bemühten sich, aus der Enge der Keilformation freizukommen und zu wenden. Immer wieder suchten die *Tais* und ihre Schwesterschiffe wie lauernde Flußraubtiere das Äußere der verwirrten, behäbigen Stadt aus Holz ab und wählten beinahe ungestört ihre Opfer.

Wie gedachte sich Ar, so fragte ich mich, auf dem breiten Vosk gegen solche Männer und Schiffe zu behaupten?

Geradezu lächerlich wirkten die behäbigen, gedrungenen Schiffe aus Ar-Station im Vergleich zu den flotten Räubern aus Port Cos und auch noch zu den Schiffen Ragnar Voskjards.

»Die *Tais* hat zum drittenmal zugeschlagen!« rief jemand. Die Besatzung der *Tina* jubelte.

Jedes Schiff aus Ar-Station verfügte über lange schwere Plankenplatten, durch Querstreben zusammengehalten, jeweils etwa fünfundzwanzig Fuß breit und sieben oder acht Fuß lang. Diese waren unweit der Maste auf hochgelegenen Plattformen angebracht, eine Platte an jedem Mast, und ließen sich auf Rollen von den Masten fortziehen, an denen sie mit verstellbaren Ketten befestigt waren. Nach oben zu lehnten die Gebilde rückwärts zu den Masten und waren oben mit Tauen gesichert. Von der Oberkante jedes Plattengebildes wölbte sich ein riesiger geschmiedeter Dorn auswärts, der an einen krummgeschlagenen Nagel erinnerte.

»Die Flotte wendet!« rief eine Männerstimme.

Und tatsächlich: Trotz der Enge und der zahlreichen Wracks und obwohl manches Schiff gegen die Kette gedrückt wurde, hatte die Flotte Voskjards wenden können.

»Flieht!« rief ein Mann dicht neben mir, als könnte man ihn über das Wasser hören.

Die Rammen der Voskjardschen Flotte richteten sich auf die *Tais* und ihre Schwesterschiffe. Zwischen ihnen lagen mit Schlagseite oder bereits halb gesunken die Überreste von etwa achtzehn Schiffen. Einige weitere waren untergegangen.

»Die Flotte Voskjards ist wieder zum Angriff bereit«, sagte ein Seemann hinter mir.

»Schade um die mutigen Kämpfer aus Port Cos«, bemerkte jemand.

»Ruder durch!« rief Callimachus.

»Ruder durch!« rief sein Offizier.

»Ruder durch!« wiederholte der Rudermeister. Hinter uns dröhnte die kupferbedeckte Trommel unter dem Aufprall der fellbedeckten Schlegel.

»Ja! Ja!« rief ich. »Ragnar Voskjard zeigte nur *uns* die ungeschützte Flanke!«

Die *Tina* und ihre Kampfformation begannen vorzurücken.

»Zurückziehen! Neu formieren!« rief Callimachus.

Die Insel aus Holz in der Mitte des Vosk, die aneinander-schabenden, kämpfenden Schiffe, drehten sich an der Kette. Rammen und konkave Bugpartien bedrohten uns.

Wir zogen uns vom Schauplatz der Vernichtung zurück.

Wir, unsere Formation, hatte Voskjards Flotte an der rechten Flanke erwischt, während sie noch wendete, um die *Tais* und ihre Schwesterschiffe aus Port Cos zu bestrafen. Unser kühnes Manöver hatte Voskjards Flotte völlig überrascht. Daß Schiffe wie die aus Ar-Station und den unabhängigen Städten, zumeist umgebaute Handelsschiffe, die Sicherheit der eigenen Position verlassen würden, um einen Angriff zu beginnen, hatte man sich drüben nicht träumen lassen. Vermutlich wußte man nicht, daß auf unserem Bugkastell ein Mann namens Callimachus regierte.

Wir zogen uns von den Wracks zurück, die zum Teil in Brand standen. Pechgeruch lag in der Luft.

Dutzende von Schiffen, die sich bei ihren verzweifelten Befreiungsversuchen immer wieder gegenseitig behinderten, saßen an der Kette fest. Hunderte von Männern schwammen im Wasser. Hunderte von Rudern waren bei den zahlreichen Kollisionen zerbrochen worden, oft an der eigenen Schiffshülle. Dicht geflochtene Bogenschützenschilde schwammen im Wasser, durchbrochene Stützbalken und Planken und abgebrochene Ruder. Inmitten des Chaos stießen immer wieder Voskmöwen auf das Wasser hinab, um Fische zu jagen.

Dicht an der Kette sank eine Piratengaleere.

»Ruder rückwärts!« befahl Callimachus. »Neu formieren!«



Er war kein Dummkopf. Einen offenen Kampf wollte er nicht riskieren. Selbst wenn die Zahl der Einheiten identisch gewesen wäre, hätte er gegen die Schiffe Voskjards keine Chance gehabt.

»Wir haben bisher nur Glück gehabt«, sagte jemand.

»Ja. Voskjard wird wütend sein.«

Die *Tina*, flankiert von der *Mira* an Steuerbord und der *Jalender* an Backbord, lag schließlich wieder in Position. Die Schiffe aus Port Cos, die *Tais* und nur noch vier andere, kehrten an die ursprüngliche Position rechts von uns zurück. Nicht auszudenken, wie es jetzt um uns stünde, wenn sie nicht gewesen wären. Sie hatten den Gegner empfindlich getroffen, ehe er den Keil herumdrehte, um dann in totaler Verwirrung, von unserem Angriff überrascht, wieder in die andere Richtung zu schwenken, woraufhin die *Tais* und ihre Schwesterschiffe den Angriff erneuert hatten. Ich hielt es für nicht unwahrscheinlich, daß Voskjard etwa dreißig Schiffe verloren hatte. Dennoch standen uns immer noch etwa fünfzig Schiffe gegenüber – vermutlich erhielt er durch die im Norden gebrochene Kette laufend Verstärkung. Wir dagegen waren nur noch siebzehn Schiffe, einschließlich der Einheiten aus Port Cos, von denen unser Wohl und Wehe abhing.

»Die feindliche Flotte formiert sich!« rief eine Stimme.

»Wieder der Keil?« erkundigte sich jemand.

»Nein, je zwei Schiffe zusammen, das zweite steuerbord achteraus.«

»Sie werden vorsichtig anrücken und uns paarweise jagen«, vermutete jemand.

»Ich würde empfehlen«, sagte ein Offizier über mir auf dem erhobenen Vorderdeck, »daß wir uns sofort zurückziehen.«

»Wir müssen die Stellung für Callisthenes halten«, widersprach Callimachus.

»Zieh dich zur südlichen Wachtstation zurück! Schließ dich ihm sofort an!« beharrte der Offizier.

»Damit man uns umzingeln und zwischen Kette und Südufer festnageln kann?« fragte Callimachus. »Außerdem sind die Piratenschiffe schneller als unsere.«

»Nicht schneller als die *Tina*«, sagte der Offizier.

»Soll ich die Flotte im Stich lassen?« fragte Callimachus.

Der Offizier nickte ihn zornig an.

»Nein, wir warten auf Callisthenes«, fuhr Callimachus fort.

»Vergiß Callisthenes!« sagte der Offizier nachdrücklich.

»Ich werde ihn ebensowenig vergessen, wie er mich vergessen würde. Wir sollten uns hier mit Callisthenes treffen, und hier werden wir ihn erwarten.«

»Aber wo ist Callisthenes?« fragte eine Männerstimme.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich.

Ich beobachtete die Annäherung der feindlichen Flotte in der Paarformation, wobei zwischen den Partnern jeweils mehr als hundert Meter lagen. Natürlich ist es für ein einzelnes Schiff sehr schwer, sich vor einem solchen doppelten Angriff zu schützen. Die beiden belauern sich gegenseitig, um im rechten Winkel angreifen zu können. Wird man erwischt, kann man sich nicht gegen beide wehren: Automatisch wird zumindest eine Schiffswand einer Ramme schutzlos dargeboten.

»Wir müssen die Stellung halten«, sagte ein Mann neben mir nervös.

»Befehl den Rückzug!« flehte der Offizier über uns auf dem Bugkastell.

»Sie hätten uns erreicht, ehe wir wenden könnten.«

Ringsum wurden Schwerter aus den Scheiden gezogen.

»Laßt das Signal zum Kampf ertönen!« befahl Callimachus.

Auch ich zog blank.

Kreischend trat ich das Gesicht zurück, das sich über die Bordwand schob. Mit der Klinge durchtrennte ich das straff gespannte Tau, das von dem Enterhaken abwärts führte. Einer meiner Füße stand auf der *Tina*, der andere auf der Reling des Piratenschiffes. Auf ähnliche Weise schwebten auch andere Verteidiger zwischen den Schiffen und kämpften, so wie auch auf den Decks beider Boote gestritten wurde. Die Männer der *Tina* versuchten mit Hilfe der Ruder die beiden Schiffe auseinanderzuschieben. Das Metall von Scherblättern knirschte unter dem Druck der gegeneinander reibenden Schiffskörper. Das Backbord-Scherblatt des Piraten war abgerissen; an seiner Stelle klaffte ein aufgesplittertes Loch in den Planken. Unser Steuerbord-Scherblatt, eine mächtige Sichel aus Metall, etwa sieben Fuß lang und fünf Fuß breit, war verbogen, als bestünde es aus Blech. Neben mir stürzte ein Mann, von einem Pfeil getroffen, in den Abgrund zwischen die Schiffe.

Um mich hauend, sprang ich auf das Deck des Piratenschiffes. Ein von hinten gestoßener Speer durchdrang seitlich meine Tunika. Das Schwert schwingend, wich ich aus und fuhr herum. Piraten drängten vor, und ich spürte, wie sie mich umringten. Sie wogten zur Reling, und mir ging auf, daß sie in der Hitze des Kampfes gar nicht erkannten, daß ich nicht zu ihnen gehörte. Aus Versehen hätte ich beinahe einen Ruderer der *Tina* niedergestreckt, der sich ebenfalls zu den Piraten vorgewagt hatte. So schlugen wir von hinten auf sie ein. Ich sah, wie der Bursche, den ich beinahe niedergestreckt hätte, mit den Piraten auf die *Tina* schwärmte, nach außen hin Pirat. Er wehrte den Pikenstoß eines Verteidigers ab und hieb dann auf die Piraten links und rechts von sich ein. Gleich darauf stand er wieder auf dem Deck der *Tina*, machte kehrt und kämpfte nun wieder offen gegen die Piraten. Ich hörte Holz splittern. Piraten waren auf das Heckkastell der *Tina* vorgedrungen. Etwa zehn Männer von

uns kämpften auf dem Piratenschiff, in der Nähe des erhöhten Vorderdecks. Wieder durchschnitt ich Enterseile. »Schurke!« rief ein Mann, und ich stellte mich ihm zum Kampf. Fünfmal kreuzten wir die Schwerter, ehe sein Blut meine Klinge benetzte. Die Schiffe trieben wieder auseinander; nur am Heck wurden sie noch zusammengehalten. Ich roch Feuer. Auf der *Tina* hob ein Mann die Hand an die Stirn, aus der ein Pfeil ragte, und stürzte ins Meer. Mit zwei Schritten hatte ich die Plattform des Bogenschützen erreicht und war hinter seine Deckung getaucht. Der Bursche machte mir keine Mühe. Die Pfeile aus seinem Köcher prasselten an Deck. Ein Pirat sprang auf mich zu, und ich hieb ihn von der Plattform. Zwei Pfeile sirrten auf mich zu und verfangen sich im Schutzgeflecht. Weiter hinten ragte ein anderes Piratenschiff auf. Am Bugkastell setzten sich einige meiner Mitstreiter gegen die Piraten durch. Brennendes Pech loderte über das Deck.

»Hier entlang, Jungs!« rief ich und sprang von der Plattform des Bogenschützen. Dicht vor meinen Füßen bohrte sich ein Pfeil ins Holz.

Wir liefen das Deck entlang. Das Schiff erschauerte, als das schwere Katapult ein Steingeschoß abfeuerte, das die Backbord-Rudereinrichtung der *Tina* traf.

Gleich darauf gelang es uns – mir und sieben anderen Männern –, die Haltetaue zwischen den beiden Schiffen zu kappen, die sich voneinander lösten. Wir sprangen auf das Heck der *Tina* hinüber und rückten gegen einige Piraten vor, die um ihr Leben kämpfen mußten. Wir zwangen sie über die Reling.

»Sind es nicht mehr?« fragte ich.

»Bist du enttäuscht?« fragte ein Mann.

»Wir haben unser Deck von den Sleen gesäubert!« rief jemand.

»Gut gekämpft haben sie!«

»Es sind ja auch Voskjards Männer«, bemerkte ein Mann.

Unser Deck war beschädigt und blutverschmiert. Pfeile

steckten tief im Holz. Wir waren bereits mit beschädigtem Heckkastell in diesen Kampf gegangen. Das Steuerbord-Scherblatt zeigte sich verbogen.

Männern unserer Seite, die noch im Wasser schwammen, warfen wir Taue zu. »Aii!« rief ich plötzlich.

»Was ist?« fragte jemand.

»Das Schiff da!« rief ich und deutete auf eine Galeere, die knapp hundert Meter entfernt in einen Kampf verwickelt war. »Das ist die *Tamira*!« Diesen Schriftzug hatte ich am Steuerbordbug ausgemacht.

»Na und?« fragte ein Mann.

»Sie gehört nicht zu uns«, bemerkte ein anderer.

»Sie hat Voskjards Fahne gesetzt«, sagte ein dritter.

»Die *Tamira* hat östlich der Kette auf dem Vosk die *Blume von Siba* aufgebracht, und zwar zusammen mit der *Telia*, die unter dem Kommando Sirnaks stand, eines Vasallen von Policrates.« Davon hatte ich als Gefangener in der Festung des Policrates erfahren.

»Na und?«

»Die *Tamira* steht unter dem Kommando Reginalds, der von Ragnar Voskjard bezahlt wird!« rief ich. »Sie ist Ragnar Voskjards Kundschafterschiff!«

»Wieso ist das wichtig?« wollte jemand wissen.

»Sie kam, um Voskjard den Weg nach Osten zu bereiten«, erklärte ich. »Aber hat sie sich mit Voskjards Flotte im Hafen getroffen oder auf dem Fluß?«

»Was macht das für einen Unterschied?« wollte ein Mann wissen und warf einem unserer Genossen eine Rettungsleine zu.

»Vielleicht gar keinen«, sagte ich.

»Würdest du gegen sie kämpfen wollen?« fragte ein Mann lachend.

»Sie wird von schweren Galeeren begleitet«, sagte ein anderer.

»In der Tat!« rief ich lachend.

»Das freut dich?«

»Es scheint darauf hinzudeuten, daß das Zusammentreffen wirklich auf dem Fluß stattfand und nicht in Ragnars Festung.«

»Und wäre das gut?«

»Es könnte vorzüglich sein«, antwortete ich. »Aber vielleicht machte es auch keinen Unterschied!«

»Du bist ja verrückt!« rief der Mann lachend.

Und wieder gellten Signalthörner. Eilig half ich dabei, zwei Überlebende der *Claudia* aus Kap Alfred aus dem Wasser zu ziehen.

Fünzig Meter heckwärts rammte die notdürftig ausgerüstete *Sita*, ein Handelsschiff aus Horts Furt, ein Piratenschiff ins Heck.

»Auf die Bänke!« rief ein Offizier. Ich folgte dem Kommando ebenfalls und bemächtigte mich eines Ruders.

Hinter uns ertönte ein lautes Knacken und Knirschen. Die *Sita* die sich eben vor ihrem Opfer löste, wurde ihrerseits auf beiden Seiten von Rammschiffen Voskjards getroffen.

»Wo sind die Schiffe von Callisthenes?« rief ein Mann.

»Durchziehen! Durchziehen!« brüllte der Rudermeister.

»Hart Steuerbord!« forderte ein Offizier.

Die Steuerleute stemmten sich gegen die Ruder.

»Ruder einziehen!« rief der Rudermeister. Scharrend wurden die schweren Holzstämme eingeholt.

Ein Rammschiff Voskjards, dessen spitzer Bug uns an Backbord nur knapp verfehlte, glitt in schneller Fahrt vorbei. Die Ruder des Gegners zerbrachen an unserer Flanke, dann gab es am Heck ein lautes krachendes und reißendes Geräusch, und der Feind nahm unser Backbordruder mit.

»Ruder nach draußen!« rief der Rudermeister, und wir ließen das Holz durch die Ruderluken gleiten.

Die *Daphne* aus Port Cos stand in Flammen. Die *Andromache* und *Aspasia* waren untergegangen. Steuerbord voraus sahen wir ein Schiff auf uns zurasen und dann plötzlich abdrehen, obwohl es uns hätte treffen können.

»Eines von Voskjards Schiffen!« rief jemand.

»Nein!« antwortete ein Mann. »Es zeigte die Wimpel von Ar-Station!«

»Ar-Station besitzt solche Schiffe nicht!« rief eine Männerstimme.

»Aber es hat uns nicht gerammt!« bemerkte jemand.

Als das Schiff an uns vorbeirauschte, sahen wir, daß die Männer an Bord tatsächlich Helme aus Ar-Station trugen.

»Wie ist das möglich?« fragte ein Mann.

»Verstärkung!« rief jemand begeistert.

»Nein«, sagte ein anderer. »Das ist kein Schiff aus Ar-Station. Die besitzen solche Schiffe nicht. Es ist ein Schiff Voskjards, das als Prise genommen wurde!«

»Wie sollte das angehen?« fragte ein Mann. »Ar-Station kennt sich auf dem Fluß nicht aus. Die Bemannung der Schiffe reicht nicht aus!«

Und tatsächlich hatten wir schon die Wracks von mindestens vier Schiffen aus Ar-Station gesehen, darunter zwei schwerer Galeeren, der *Tullia* und der *Pubha*. So schien es durchaus möglich, daß andere Galeeren dieser Flotte ein ähnliches Schicksal erlitten hatten. Mir war nicht klar, warum Ar-Station ausgerechnet auf solche Schiffe zurückgriff. Sie waren viel zu gedungen und unbeweglich; sie hatten zu große Laderäume, reagierten zu langsam auf die Steuerruder und schienen zum Kampf weniger geeignet als zum Transport schwerer Ladungen. Glaubte Ar-Station mit diesen breiten, unförmigen Frachtern gegen Voskjards schnittige, schnelle Schiffe eine Chance zu haben? Darüber hinaus schienen die Schiffe aus Ar-Station viel zu knapp bemannt zu sein. Wie verlockend mußte es für den Gegner sein, nach solchen Früchten zu greifen!

Kaum zehn Fuß von meiner Bank entfernt stürzte plötzlich ein riesiger Fels herab und durchschlug das Deck. Holz brach, wurde explosionsartig nach oben gedrückt und ergoß einen Schauer spitzer Splitter über uns. Wir wußten nicht einmal, woher das Geschoß kam.

»Durchziehen!« rief der Rudermeister.

Langsam fuhren wir durch das Gewirr brennender und zerstörter Schiffe. Unsere Bank erbebte beim Abschuß des großen Katapults. Es roch intensiv nach brennendem Pech. Ich hörte Männer im Wasser schreien.

»Wir müssen unsere Schwesterschiffe suchen und mit ihnen kämpfen!« rief der Rudermeister. »Das ist Callimachus' Befehl!«

»Steuerbord voraus liegt die *Portia*!« rief ein Offizier. »Sie ist in Bedrängnis!«

»Zwei Schiffe greifen sie an!« rief ein Mann. »Sie werden längsseits gehen! Sie soll geentert und erobert werden!«

»Hilfe für die *Portia*!« rief der Offizier auf dem Bugkastell. »Zwei Strich Steuerbord! Durchziehen!«

»Durchziehen!« rief der Rudermeister, dann aber berichtete er sich sofort: »Halt! Ruder rückwärts!« Die Entfernung hätte nicht ausgereicht, um rechtzeitig auf Angriffskurs herumzuschwenken. Außerdem hatte sich bereits ein Piratenschiff zwischen uns und die *Portia* geschoben. Ramme gegen Ramme lagen wir voreinander, etwa fünfzig Meter voneinander getrennt. Langsam ruderten wir rückwärts. Die *Tina* reagierte nicht gut auf ihr verbliebenes Steuerruder, und so brauchten wir mehr Platz zum Manövrieren. Voskjards Schiff verharrte auf der Stelle und griff nicht an. Vielleicht vermochte es aus der Richtung nicht zu erkennen, daß uns das Backbordruder fehlte. Vielleicht wartete es aber auch nur auf Unterstützung.

»Wollen wir nicht angreifen?« fragte ein Mann.

»Das würde der *Portia* kaum helfen«, meinte ein zweiter.

Während die *Tina* auf der Stelle verhiet, stiegen einige von uns auf die Bänke, um das Schicksal der *Portia* zu verfolgen.

»Können wir nicht durchbrechen, um ihr zu helfen?« fragte jemand.

»Wenn wir das tun«, wurde ihm geantwortet, »würde uns die andere Galeere mühelos auf die Hörner nehmen.«

»Dann ist die *Portia* verloren«, jammerte ein Mann.



Niedergeschlagen verfolgten wir die geschickte Annäherung der Piratenschiffe: Eins kam von Backbord, das andere von Steuerbord auf die *Portia* zu. Auf dem Deck der *Portia* schienen sich keine fünfzehn oder zwanzig Personen aufzuhalten.

»Was tun die da?« fragte jemand.

»Keine Ahnung«, sagte ich.

Gestalten waren in die Masten der *Portia* gestiegen und lösten die Taue, die die Oberseiten der langen schweren Holzplankenkonstruktionen hochgeklappt hielten. Diese Gebilde ruhten auf Plattformen, die von den Füßen der Masten auswärts gerollt wurden, ein Gebilde nach Steuerbord, das andere nach Backbord, um dort festgezurt zu werden.

Piraten drängten sich an der Reling ihrer Schiffe. Wurfanker an langen Leinen wurden zur *Portia* hinüber geworfen. Doch beinahe im gleichen Moment klappten die seltsamen Plankengebilde, von Seilen gezogen, abwärts. Diese beinahe fünfundzwanzig Fuß langen und sieben Fuß breiten Flächen stürzten herab und veranlaßten die Piraten, hastig auszuweichen. Die langen Spitzen bohrten sich krachend in das Deck der Piratengaleeren. Auf diese Weise wurden die Schiffe fest miteinander verbunden, allerdings in einem Abstand von etwa acht Fuß.

Im gleichen Moment ertönte das Kampfsignal *Ars* auf der Galeere. Luken wurden geöffnet.

Verblüfft starrten die Piraten über ihre Reling – sie kamen plötzlich nicht mehr an das andere Schiff heran.

»Infanteristen aus *Ar*!« rief ein Mann auf der *Tina*.

Aus den offenen Luken strömten *Ar*-Krieger, die mit ihren Metallhelmen furchteinflößend aussahen. Sie trugen große runde Schilde und schwere Speere mit Bronzespitzen.

Piraten eilten zu der Plankenstraße, die den Zugang zu ihrem Schiff bildete, doch sofort wurde ein Dutzend Speere geworfen und schlug den Widerstand nieder, und schon kamen die Männer aus *Ar* im Laufschrift über die künstliche

Brücke, die Schwerter gezogen, mit den Schilden zahlreiche Pfeile abfangend, und drängten und hieben die Gegner ins Wasser. Eine Hälfte wandte sich zum Bug des feindlichen Schiffes, die andere zum Heck. Die Kette der Piraten, die sich zum Entern über die ganze Schiffsseite verteilt hatte, wurde sofort durchbrochen. Rücksichtslos und schnell, sauber, genau – so traf der Stahl der Berufskrieger. Innerhalb weniger Sekunden waren die Decks beider Piratenschiffe gesäubert. Und immer neue Soldaten kamen aus dem Lagerraum. Ich hatte den Eindruck, daß sie den Piraten zahlenmäßig um gut das Zehnfache überlegen waren. Die weiten Laderäume der *Portia* waren voller Kämpfer gewesen.

»Eine Infanterieschlacht«, sagte ein Mann neben mir ehrfürchtig.

»Die aber zur See ausgefochten wurde«, bemerkte sein Nachbar.

Die breiten Plankengebilde wurden vorsichtig von den Decks der Piratenschiffe gelöst und wieder hochgezogen. An den Bugleinen beider Schiffe stieg die Flagge von Ar-Station auf.

»Ar weiß schon, worauf es sich am besten versteht«, sagte jemand.

»Ja«, wurde geantwortet.

Das Schiff Voskjards, das uns belauert und daran gehindert hatte, an dem Kampf teilzunehmen, zog sich nun langsam zurück.

Ich glaube wir alle, Freund oder Feind, sahen die Schiffe aus Ar-Station plötzlich mit ganz anderen Augen. Auf jeden Fall hatten sie unseren Respekt verdient.

»Kehren wir zu unseren Schwesterschiffen zurück!« rief Callimachus.

Langsam näherten wir uns der *Portia* und ihren Prisen.

»Es wird bald dunkel sein«, sagte jemand.

»Im Schutze der Dunkelheit können wir uns davonschleichen«, meinte eine Männerstimme.

»Callimachus wird Callisthenes auf keinen Fall im Stich lassen«, sagte ich.

»Wo aber ist Callisthenes?« wurde ich gefragt.

»Keine Ahnung.«

»Einen weiteren Tag halten wir auf keinen Fall durch.«

»Nicht ohne Unterstützung durch Callisthenes.«

»Es wäre der dritte Kampftag.«

»Callisthenes ist bestimmt vor dem Morgengrauen hier«, meinte jemand.

»Woher willst du das wissen?« fragte ihn sein Nachbar.

»Er muß hier sein«, meinte der erste Mann achselzuckend.

»Wir müssen uns ein neues Backbordruder zurechtmachen«, sagte ich. »Die Wracks liefern uns dafür das Material.«

»Ich helfe dabei!« rief ein Mann.

»Ich auch!« meldete sich ein zweiter.

Plötzlich mußte ich an die *Tamira* denken. Ich war heute schon bis auf hundert Meter an sie heran gewesen.

»Ich hole die Erlaubnis ein, das Beiboot zu Wasser zu lassen«, sagte einer meiner Genossen.

»Ja«, sagte ich.

Ich mußte auch an die *Tuka* denken. Sie war das führende Schiff in Voskjards erstem Angriffskeil gewesen. Jetzt lag sie beschädigt und verlassen auf einer Sandbank unweit der Kette, knapp einen Pasang entfernt. Angeblich war sie eine sehr bekannte Galeere Voskjards. Und sie besaß einen sehr großen Laderaum.

»Woran denkst du?« fragte ein Mann.

»An nichts«, antwortete ich. »An nichts.«

Wir sahen, wie die *Leda* aus Port Cos voll in die Seite getroffen wurde.

»Ruder rückwärts!« rief der Rudermeister.

Die *Tina* erbehte im Wasser und glitt seitlich ausweichend zurück. Eine mittelgroße Galeere Voskjards schob sich dicht an uns vorüber und drängte uns mit ihrer Bugwelle weiter zurück. Unsere Ramme streifte knirschend an der Bordwand entlang.

»Ruder rückwärts!« rief der Rudermeister. »Und halten!«

Bei uns waren viele Bänke leer. Auf vielen Holzsitzen schimmerte Blut.

Am Heck gab es ein Knirschen, und von einem der vielen Piratenschiffe, die uns bedrängten, sprangen Männer zu uns herüber.

»Angreifer abwehren!« vernahm ich einen Schrei.

»Bleibt auf den Bänken!« brüllte der Rudermeister.

Männer eilten an uns vorbei, um die Eindringlinge vom Heck zu vertreiben. Ich blieb auf der Bank sitzen, die Hände um das Ruder gelegt.

»Ruder rückwärts!« befahl der Rudermeister.

»Die Decks sind wieder frei!« rief eine Stimme.

»Die *Portia* ist getroffen!« meldete ein Offizier. Im gleichen Moment stürzt ein Bogenschütze vom Achterkastell; ein Pfeil steckte in seiner Brust.

Durch die Ruderpforte sah ich, wie der Bug der *Leda* plötzlich in steilem Winkel aus dem Wasser gehoben wurde, Ramme und Schiffskörper wasserschimmernd, und dann jäh zu drei Vierteln unter der Wasseroberfläche verschwand. Das Heck saß im Schlamm des Flußbettes fest. Von der Strömung getrieben, wurde der Bug, an dem sich Männer festklammerten, zur Kette herumgedreht.

»Ruder rückwärts!« rief der Rudermeister.

Wir fielen nach Backbord ab, bis unsere Ramme das Schiff

Voskjards bedrohte. Die Bogenschützen suchten hinter den Bordwänden Schutz. Verwirrung breitete sich bei ihnen aus. Wie nervös zuckende Gliedmaßen wurden Ruder angehoben oder ins Wasser gesenkt, uneinheitlich und ohne Verbindung zwischen Backbord und Steuerbord. Dennoch bewegte sich das Piratenschiff allmählich nach Backbord und verschwand schließlich hinter dem Bug der zerstörten *Leda*. Wir hatten nicht angegriffen. Steuerbord voraus lag lauernd eine Galeere Voskjards: sie würde sofort in Aktion treten, wenn wir ihr die Flanke darboten. »Hüte dich vor dem Sleen, der zu schlafen scheint«, lautet ein goreanisches Sprichwort.

»Ruder langsam rückwärts!« sagte der Rudermeister.

Kurze Zeit später lagen wir längsseits der *Olivia*, des unter Aemilianus' Kommando stehenden Flaggschiffs der Flotte aus Ar-Station, die zuletzt die *Portia* verloren hatte. Auf der Steuerbordseite der *Olivia* lag die *Tais* aus Port Cos, schnittig, zerkratzt, wehrhaft, und hielt die Mitte unserer Formation. Die Reihe setzte sich fort mit der *Talender* aus Fina und der *Hermione*, die in der Schlacht erbeutet und von Soldaten aus Ar-Station bemannt worden war.

»Einen weiteren Angriff überstehen wir nicht«, sagte jemand.

Wir lauschten auf die Hornsignale, die von Ragnar Voskjards Flotte herübertönten.

»Sie ziehen sich zurück«, bemerkte ein Mann.

»Vielleicht fahren sie zurück«, sagte ein zweiter.

»Sie formieren sich neu«, wußte ein dritter zu berichten.

»Es wird einen weiteren Angriff geben«, meinte jemand.

Den Tag hatten wir mit elf Schiffen begonnen. Aus Port Cos kämpften für uns die *Leda* und die *Tais*, aus Ar-Station die *Olivia* und die *Portia* und vier Beuteschiffe; aus Fina die *Talender*, aus Victoria die *Mira* und die *Tina*. Von diesen elf Schiffen waren noch fünf im Einsatz, die *Tais*, die *Olivia*, die *Talender*, die *Tina* und die *Hermione*. Es war eine winzige Flotte, die sich da der Macht Ragnar Voskjards entgegenstellte,

einer Macht, die bestimmt noch durch achtundzwanzig oder neunundzwanzig Schiffe dargestellt wurde.

»Die *Tais* sollte verschwinden, solange sie noch kann«, sagte ein Mann neben mir, ein Bürger Victorias, ein Überlebender der *Mira*.

»Sie bleibt in der Formation«, antwortete ein Mann.

»Wer hätte den Sleen aus Cos so etwas zugetraut?« fragte ein Soldat aus Ar, den wir mit mehreren Leidensgenossen von der sinkenden *Alcestis* an Bord genommen hatten.

»Interessant«, sagte einer seiner Schicksalsgefährten.

»Vielleicht gibt es mutige Männer nicht nur in Ar«, überlegte ein anderer.

»Die Sleen aus Cos haben gut gekämpft.«

»Wo ist Callisthenes?« fragte der Mann von der *Mira*.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich.

»Wir haben keine Steingeschosse und kein Pech mehr«, wurde gemeldet.

Wieder wurde bei den Piraten zum Angriff geblasen.

»Sie haben die Ruder ausgefahren«, sagte jemand.

»Auf die Posten!« rief ein Offizier. »Ruder aus!«

»Warum ist es bei uns so still?« rief Callimachus vom Bugkastell. »Können wir auf die Kampfsignale nicht antworten?«

Männer sahen sich an.

Aber dann regte es sich auf dem beschädigten, geschwärzten Heck der *Tina*: Ein Trompetenstoß ertönte, der sogleich trotzig von den anderen Schiffen unserer kleinen Streitmacht aufgenommen wurde. Ein unbeschreibliches Gefühl des Stolzes erfüllte mich, und ich umfaßte den Ruderbaum.

»Fertig!« rief der Rudermeister. »Durchziehen!«

Und die fünf Schiffe unserer kleinen Flotte rückten gegen Ragnar Voskjards majestätisch auffahrende Armada vor.

»Die *Hermione* ist verloren«, sagte jemand.

»Die *Talender* ist erobert«, meldete ein anderer.

Wir ließen die Ruder ruhen.

»Ich hätte nicht gedacht, daß wir diesen Angriff überleben würden«, sagte jemand.

An Steuerbord lag die *Olivia* und auf deren Steuerbordseite die tüchtige *Tais*.

»Sie greifen schon wieder an!« rief eine Männerstimme.

»Das ist das Ende!« lamentierte ein Ruderer.

»Auf dem Heckkastell der *Olivia* gibt es Geschrei«, sagte ein Mann hinter mir und stellte sich auf die Ruderbank.

Ich folgte seinem Beispiel.

»Die Leute regen sich über irgend etwas auf.«

»Was ist?«

Im gleichen Augenblick tönte auch von unserem Heck ein aufgeregter Schrei: »Schiffe! Schiffe achteraus!«

»Callisthenes!« rief jemand.

»Auf den Bänken bleiben!« brüllte der Rudermeister.

Am Horizont hinter uns waren zahlreiche Punkte aufgetaucht – eine große Flotte, die auf uns zuraste.

»Callisthenes! Callisthenes!« schrien wir. Hüte wurden in die Luft geworfen. Jubelnd umarmten wir uns. Freudentränen liefen über zerfurchte Gesichter.

»Nun wendet sich das Kampfglück!« rief ein Offizier.

Callisthenes befahl zwanzig Schiffe.

Callimachus, der allein auf dem Deck des Heckkastells stand, hatte ein Glas der Häuserbauer vor das Auge gehoben und beobachtete die Flotte. Ich stieg freudig auf den oberen Rand des Ruderraums. Die aufrückende Flotte nahm den ganzen Horizont ein. Plötzlich wurde mir schwindlig. »Das kann nicht Callisthenes sein«, sagte ich. »Es sind zu viele Schiffe!«

Man bedachte mich mit ungläubigen Blicken.

»Es können nur weitere Schiffe Voskjards sein«, fuhr ich fort.

Dieser Ansicht war ich nicht allein. Beinahe gleichzeitig verstummte das Jubelgeschrei auf der *Olivia* und der *Tais*. Stumm dümpelten unsere drei Schiffe im Wasser. Kampf-

trompeten tönnten jetzt nicht nur von vorn, sondern auch in unseren Rücken.

»Der Angriff«, sagte ein Mann.

»Wir sitzen in der Falle!«

»Auf die Posten, Jungs!« rief der Rudermeister.

Ich nahm meinen Platz am Ruder ein. Ich fühlte mich wie vor den Kopf geschlagen. Die Schiffe, die aus Süden anrückten, gehörten eindeutig zu Voskjards Verbänden. Unsere Gegner konnten gar nicht in solchen Massen aus dem Süden her vorstoßen, denn dieser Bereich wurde von Callisthenes' Einheiten bewacht. Eine solche Flotte durch die zerbrochene Kette zu bringen, erschien mir unmöglich. Vermutlich war sie daher an der südlichen Wachstation über Land verholt worden. Hier hatten wir bei der Verteidigung des Flusses die Hauptgefahr gesehen und deshalb Callisthenes' zwanzig Schiffe an dieser Stelle postiert. Daß die neuen Schiffe Voskjards jetzt überhaupt und in so großer Zahl gegen uns vorrückten, ließ vermuten, daß sie keine Gegenwehr gefunden hatten, daß sie entweder die Kette unbehindert hatten durchschneiden können oder – was eher anzunehmen war – ihre Flotte an der Süd-Wachstation über Land gerollt und die Kette damit umgangen hatten.

»Fertig!« brüllte unser Rudermeister.

Callisthenes mußte seine Schiffe zurückgezogen haben. Überhaupt hatten seine Informationen über Voskjards Stärke vorn und hinten nicht gestimmt. Seine Schiffe waren für unsere Abwehr unverzichtbar gewesen, doch sie hatten uns bei dem Kampf nicht unterstützt. Es schien ihnen auch nicht gelungen zu sein, die dritte Flotte Voskjards daran zu hindern, uns zu umgehen. Callisthenes mußte seinen Posten aufgeben haben. Er mußte seine Schiffe zurückgerufen haben. Vielleicht hatte er sich nach Port Cos zurückgezogen, als er erkannte, daß die Lage aussichtslos war.

Unsere Hörner bliesen zum Kampf. Ähnliche Signale antworteten von den anrückenden Piraten.

»Durchziehen!« befahl der Rudermeister.



Die *Tina* erbebt im Wasser und bewegte sich dann von neuem trotzig und mutig vorwärts, den Bug halb aus dem Wasser erhoben. Die *Olivia* und die *Tais* machten es ihr nach.

7

»Dort ist die *Tamira*«, sagte jemand und deutete nach Steuerbord in das Gewirr der Voskjardschen Schiffe.

Ich warf mein Schwert fort und schnappte mir ein Messer von den Decksplanken, das ich zwischen die Zähne steckte. Dann machte ich von der Bugreling der *Tina* einen Kopfsprung ins Wasser.

Sofort befand ich mich zwischen hin und her wühlenden Rudern und andern Schwimmern. Dicht neben mir stieß ein Pfeil ins Wasser und kam gleich wieder an die Oberfläche. Hinter mir prallten zwei Schiffsrümpfe zusammen.

Die *Olivia*, *Tais* und *Tina* waren dicht belagert von Piratenschiffen. Auf blutigen Decks widmeten sich Männer dem grausamen Kriegshandwerk. Das Sirren von Bogensehnen lag in der Luft.

Ich klammerte mich an ein Wrackteil. Am anderen Ende hielt sich ein Mann fest. Ich wußte nicht, ob er zu den Piraten gehörte oder nicht.

Der Nachmittag war beinahe vorüber.

Es war, als befände ich mich in einem See blutigen Holzes in der Mitte des Vosk. Ragnar Voskjards Schiffe bedrängten unsere drei Schiffe dermaßen, daß sie weder Rammen noch Scherblätter einsetzen konnten. So manches Piratenschiff war durch Pechgeschosse oder Katapultschüsse der eigenen Seite in Brand gesteckt oder versenkt worden. Ganze Wurfspießgarben hagelten ebenso oft auf Piratenschiffe nieder wie auf unsere Decks, gar nicht zu reden von den Bogenschützen, die oft genug eigene Leute trafen, was die Piraten doch sehr verwirrte.

Im Wasser hinter mir gab es Bewegung, und ich warf mich zur Seite und vermochte im Umdrehen eben noch den Arm mit dem Messer abzuwehren, der auf mich zuckte. »Für Voskjard!« fauchte der Mann. Wir kämpften im Wasser. Ich zerrte ihn zu mir heran, nahm das Messer aus den Zähnen und stieß zu.

Dann wandte ich mich dem Mann zu, der mit mir am selben Wrackstück gegangen hatte. »Ich war auf der *Mira* aus Victoria«, sagte er hastig.

»Nein!« sagte ich.

»Doch!«

»Nenn mir den Kapitän der *Mira*!« forderte ich.

Daraufhin erbleichte der Bursche, ließ das Holzstück los und schwamm hastig davon. Ich verfolgte ihn nicht.

Etwa zwanzig Meter entfernt glitt ein Ruderboot vorbei. Bogenschützen standen darin. Sie jagten nach Überlebenden.

Ich sah einen Mann auf mich zuschwimmen, einen bärtigen, furchteinflößend aussehenden Burschen; er hielt ein Messer in der Faust. »Für Ragnar Voskjard!« rief er.

Ich tauchte, kam hinter dem Burschen hoch und nahm den Bärtigen in den Schwitzkasten. Beinahe gleichzeitig schwenkte das Ruderboot in unsere Richtung. Zwischen den Sitzbänken standen Bogenschützen und legten Pfeile auf die Sehnen.

Mit der rechten Hand hob ich das Messer und ließ den Bärtigen zur Seite fortreiben. »Für Ragnar Voskjard!« rief ich grinsend und schwenkte das Messer.

Die Bogenschützen senkten die Waffen. »Gut gemacht, Bursche!« sagte der Mann am Steuer.

Ich trat Wasser und sah zu, wie das Beiboot sich entfernte. In diesem Moment ertönte hinter mir ein lautes Brechen und Knacken; in der drangvollen Enge hatte sich ein Pirat ein verbündetes Schiff aufs Korn genommen.

Die *Olivia*, die *Tais* und die *Tina* schwammen noch. In der Enge waren sie vor Rammen und Scherblättern sicher. Gleich einer hölzernen Festung wurden die drei Schiffe zusam-

mengedrückt und vermochten auf diese Weise, umringt, beschossen, belagert, einen Angriff nach dem anderen zurückzuwerfen. Die Infanteristen aus Ar, zahlenmäßig stärker vertreten, als es auf Schiffen sonst üblich war, und kampfmäßig bestens ausgebildet, stärkten den Widerstand unserer kleinen Flotte. In der bestehenden Situation kam niemand leicht an uns heran, und wer es aus unmittelbarer Nähe wagte, machte die Bekanntschaft der Krieger aus Ar. Die mächtigen Schilde, die langen Speere, die schnell zuschlagenden Schwerter drängten die Angreifer Welle um Welle zurück. Und doch ist selbst der mächtigste Larl vor den fauchenden Urts nicht gefeit, wird er, an der Kette liegend, nur lange genug bedrängt. Die winzigen Bisse, die kaum merklichen Wunden, das tröpfelnde Blut – all dies tut, zusammen genommen, seine Wirkung und fordert den unvermeidlichen Preis.

Ich schaute zur Sonne auf. Ringsum färbte sich das Wasser blutig. Der Tag war beinahe zu Ende. Hundert Meter entfernt stand ein Piratenschiff in Flammen. Eine Voskmöwe hatte sich auf das Wrackteil gesetzt, an dem ich mich vorher festgehalten hatte. Ich steckte mir das Messer wieder in den Mund und schwamm auf die *Tamira* zu.

## 8

Das Messer zwischen den Zähnen haltend, klammerte ich mich am Steuerbordruder der *Tamira* fest und kletterte vorsichtig daran empor. Das Gebilde war etwa acht Fuß lang. Schließlich stand ich mit den Füßen auf der breiten Ruderklinge und umfaßte den Schaft, der nach oben führte. Die geteerten Kabel, die etwa vier Zoll Durchmesser hatten, bewegten sich. Das Ruder ächzte. Ich blickte zu den Fenstern der Heckkabine hinüber. Sie waren schmal und hoch und bildeten ein Muster aus Scheiben und Holzstreben. Die *Tamira* war einmal ein reich verziertes Handelsschiff gewesen,

eine Verkleidung, die ihr wohl auch jetzt noch bei ihrer Arbeit für Ragnar Voskjard nützte. Das respektheischende, vornehme Äußere täuschte über ihre finsternen Absichten hinweg. Ich stieg empor, sprang auf eine Schmuckleiste hinüber und klammerte mich fest. Gleich darauf stand ich neben dem Sims des Backbordfensters, seitlich an die Bordwand gepreßt, um von drinnen nicht gesehen zu werden. Dahinter mußte die Kabine von Kapitän Reginald liegen. Ich war sicher, daß ich das Gesuchte – oder eine Kopie davon – in dieser Kabine finden würde. Die *Tamira* bewegte sich in der Strömung. Ich legte den Kopf zur Seite und linste in die Kabine. In meinem Blickfeld stand ein Tisch, auf dem Seekarten lagen. Die Kojе vermochte ich nicht auszumachen. Vermutlich war die Kabine leer. Sicher befand sich Reginald an Deck, vermutlich auf dem Vorderkastell, um den Fortgang der Schlacht zu überwachen. Für den Fall, daß er doch in der Kabine war oder sie sonstwie benutzt wurde, mußte ich schnell und ohne Vorwarnung eindringen, um im Notfall sofort zuschlagen zu können. Ich wischte mir das Messer am Oberschenkel ab. Für meine Pläne war es nicht unbedingt erforderlich, Reginald oder einen anderen möglichen Kabineninsassen zu verschonen.

Klirrend zerbarst das Fenster unter meinen Füßen, und ich landete in der Kabine.

Sie schrie und richtete sich im Bett in eine kniende Stellung auf. Geduckt stand ich zwischen ihr und der Tür.

»Wer bist du?« fragte sie.

Ich ging einige Schritte rückwärts, drehte mich um und versuchte die Tür zu öffnen. Wie erwartet, war das Mädchen eingeschlossen worden. Ohne den Blick von ihr zu wenden, legte ich von innen den schweren Riegelbalken vor, der links und rechts der Tür von metallenen Klammern gehalten wurde. Mit der Kette sicherte ich den Balken.

»Wer bist du?« fragte sie.

Sie war wohlgebaut, blond und blauäugig. Und sie trug einen Sklavenkragen.

»Ich werde schreien«, drohte sie.

»Tu das! Dann wirst du das Messer an deiner hübschen Kehle spüren.«

»Wer bist du?«

»Dein Herr!«

»Ich bin die Sklavin Reginalds, des Kapitäns der *Tamira*.«

»Dies ist Ragnar Voskjards Kundschafterschiff«, stellte ich fest.

»Vielleicht.«

»Warum bist du an Bord?«

»Es gefiel meinem Herrn, mich mitzunehmen.«

»Bist du auch für die Besatzung da?«

»Nur wenn ich meinem Herrn Reginald nicht gefalle.«

»Bemühst du dich, ihm zu gefallen?« fragte ich.

»Ja«, antwortete sie erschauernd.

»Dieses Schiff«, sagte ich, »überfiel kürzlich hier auf dem Fluß das Handelsschiff *Die Blume von Siba*, und zwar zusammen mit der *Telia*, die befehligt wurde von Sirnak aus der Festung des Policrates.« Ich hatte dies in der Festung des Policrates erfahren. Die Beute war aufgeteilt worden, und zu dieser Beute hatte Florence gehört, eine gutgebaute Schönheit mit kastanienbraunem Haar, zuvor die Sklavin eines gewissen Miles aus Vonda.

»Mag sein«, antwortete sie.

»Dann sind also noch immer Gefangene von der *Blume von Siba* an Bord«, stellte ich fest.

»Möglich«, sagte sie. Die Art und Weise, wie sie antwortete, verriet mir, daß meine Vermutung zutraf. Außerdem offenbarten mir ihre Worte, was ich wirklich wissen wollte: daß nämlich die *Tamira* auf dem westlichen Vosk mit Voskjard zusammengetroffen war und nicht in seiner Festung. Hätte die Begegnung in der Festung stattgefunden, wären die Gefangenen vermutlich nicht mehr an Bord.

»Der Kapitän der *Tamira* ist ein wichtiger Mann«, fuhr ich fort, »und genießt das Vertrauen Ragnar Voskjards.«

»Ja«, sagte sie stolz.

Mir fiel ein, daß die *Tamira* während der Schlacht von zwei schweren Galeeren gedeckt worden war, eine weitere Bestätigung für meinen Verdacht, daß sie eine überaus wertvolle Ladung an Bord haben mußte.

»Ist Reginald seit seiner Rückkehr aus der Festung des Policrates schon bei Ragnar Voskjard an Bord gewesen?« fragte ich.

»Nein«, antwortete sie. »Allerdings wurden Signalzeichen gegeben. Wieso?«

»Dann muß noch an Bord sein, was ich suche«, sagte ich.

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Zweifellos befindet es sich in dieser Kabine. Als Reginald aus Policrates' Festung zurückkehrte, hast du ihn als kniende nackte Sklavin begrüßt, nicht wahr?«

»Ja«, sagte sie erschauernd.

»Dabei muß er einen Gegenstand bei sich gehabt haben, so kostbar, daß er ihn gewiß fest in der Hand hielt.«

»Nein«, sagte sie.

»Dann muß es sich um Papiere gehandelt haben, die in seiner Tunika steckten. In seiner Kabine hast du ihn sicher entkleidet, ihn gebadet und bedient. Da mußt du gesehen haben, was er bei sich hatte.«

»Nein!«

»Du darfst nicht auf die Stelle schauen, an der er es versteckt hat«, sagte ich.

Ich bemerkte ihren hastigen Blick nach rechts, zur Seite der Kabine, und lächelte.

Sie merkte sofort, daß sie sich verraten hatte, und glitt in geduckter Stellung aus der Koje.

»Solltest du nicht in der Koje bleiben, bis Reginald zu dir käme?« fragte ich.

Angstvoll blickte sie mich an.

»Hast du nicht Angst, daß du wegen Ungehorsam getötet wirst?«

Sie blickte an mir vorbei quer durch die Kabine. Ich trat zur Seite und gab ihr den Weg frei.

»Ich habe nichts dagegen«, sagte ich, »denn ich habe dir nicht befohlen, in der Kojе zu bleiben. Du gehörst jetzt mir.«

Ihr hübscher Körper erstarrte. Ich trat noch weiter zurück. Flink huschte sie an mir vorbei und kniete vor einer großen Seemannskiste nieder. Hastig öffnete sie den Deckel und wühlte mit beiden Händen darin herum.

Unterdessen steckte ich das Messer in den Gürtel und nahm einen Gegenstand von der Kabinenwand.

Im nächsten Moment war sie ruckartig aufgesprungen und hielt etwas über den Kopf, das auf den ersten Blick wie zwei flache rechteckige Bleiplatten aussah, die zusammengebunden worden waren. Sie lief zum Kabinenfenster, durch das ich gewaltsam eingedrungen war. Dort angekommen, nahm sie die Arme zurück, um die zusammengebundenen Bleiplatten in den Vosk zu werfen.

Die Peitsche knallte, vorzuckend, zuschnappend, sich um ihre Handgelenke wickelnd, sie festhaltend. Aufschreiend ließ sie die Bleiplatten fallen. Mit Hilfe der Peitschenschnüre, die um ihre Arme lagen, zerrte ich sie ruckhaft zur Seite und drückte sie am Fuß der Kojе nieder. Sie hatte zu wimmern begonnen.

Die Tatsache, daß die Seemannstruhe nicht verschlossen war, und daß sie so prompt gehandelt hatte, verriet mir, daß sie in der Angelegenheit, die mich interessierte, beauftragt worden war. Dieser Auftrag konnte nur die sofortige Vernichtung der Dokumente betreffen, sollte es jemals zu einem Notfall kommen. Vom Schiff aus konnte man die Dokumente durch einen Wurf ins Wasser sofort loswerden. Die Bleigewichte würden den Fund in den Schlamm am Grund des Flusses sinken lassen, und nach kurzer Zeit würde die Tinte verlaufen und das Papier zwischen den Bleiplatten sich auflösen. Meine Mutmaßungen hatten sich auch in diesem Fall als richtig erwiesen. Das Mädchen war uns nützlich gewesen.

Wimmernd hockte sie auf allen vieren. »Wer bist du?« fragte sie.

»Jason aus Victoria, dein Herr.«

Zornig blickte sie mich an. »Ich bin die Frau des Kapitäns.«

»Du bist Sklavin, weiter nichts«, antwortete ich. »Du mußt jeden gleich behandeln, in dessen Gewalt du bist.«

»Nein!«

»Neigst du etwa zu Hochmut? Hol Öltuch, eine Laterne, Siegelwachs, eine Kerze und solche Sachen!«

Meinem zornigen Blick gehorchend, eilte sie los, um die Sachen zusammenzutragen, und ich hängte die Peitsche wieder an die Wand. Ich nahm die Bleiplatten und schnitt mit dem Messer die Verschnürung auf. Dann nahm ich den Umschlag heraus und öffnete ihn. Die Bögen, die darin gewesen waren, untersuchte ich gründlich. Dann lächelte ich. Sie enthielten das Erwartete.

Aus einem Regal nahm das Mädchen eine große Kerze, die in einer flachen Silberschale stand. Unter der Silberschale befand sich ein langer Stachel, der in einer Öffnung des Regals geruht hatte. Ein ähnliches Loch befand sich auch in der Tischplatte. Sie schob die Spitze in das Loch, und die Silberschale mit der Kerze stand sicher auf dem Tisch, der seinerseits am Boden befestigt war – wie überhaupt der größte Teil des Schiffsmobiliars, das sich ansonsten bei rauhem Seegang auf das unangenehmste bewegt hätte. Aus ähnlichen Gründen hängen Schiffslaternen meistens an Deckenhaken. So können sie zwar schwingen, verschütten aber kein feuergefährliches brennendes Öl. Die Sklavin entzündete die Kerze und legte gleich darauf Wachspapier auf den Tisch. Solches Papier ist an Bord nicht ungewöhnlich; man verwendet es, um Papiere zu schützen, die mit Beibooten von einem großen Schiff zum nächsten oder an Land befördert werden. Neben das Papier legte sie Öltuch und einen rechteckigen Streifen Siegelwachs. Zuletzt kniete sie unterwürfig neben dem Tisch nieder und wagte es nicht, meinem Blick zu begegnen.

Ich tat die Papiere zurück, die ich aus dem Umschlag ge-



nommen und untersucht hatte. Anschließend wickelte ich den Umschlag in mehrere Schichten Wachspapier ein. Über der Kerze schmolz ich Siegelwachs, das ich auf das Papier tröpfeln ließ, um damit eine wasserdichte Versiegelung zu erreichen.

Seitlich von mir kniete zitternd das Mädchen. Der Sklavenkragen war deutlich sichtbar an ihrem Hals, daran das kleine schwere Schloß, das ihr kein Entkommen bot.

»Wie heißt du?« fragte ich und arbeitete weiter.

»Luta.«

»Ach?«

»Wie immer mein Herr befiehlt«, sagte sie hastig. »Bitte peitsche mich nicht aus, Herr!«

»Ich werde dich künftig Shirley nennen.«

»Aber das ist ein Erdennamen!« rief sie schluchzend.

Ich schob den Umschlag, der in mehrere Lagen versiegeltes Wachspapier gewickelt war, in die größere Hülle aus Öltuch.

Erdenmädchen gelten auf Gor als die niedrigsten und liebeshungrigsten Sklavinnen. Dafür gibt es wohl mehrere Gründe. Nicht zuletzt sind es die Männer der Erde, die ihre Frauen sexuell und gefühlsmäßig aushungern. Wird ein Mädchen aber nach Gor gebracht, stößt sie zum erstenmal auf Männer, für die Natur und Macht kein Fremdwort sind. Ein Ausdruck ihrer Kultur ist die weibliche Sklaverei, die eindeutig auf Vorgaben der Natur basiert und ihnen Ausdruck gibt. Die männliche Vorherrschaft und die Unterwerfung der Frau sind auf Gor zu einer komplexen, historisch untermauerten Institution erhoben, mit Hunderten von Aspekten und Facetten im legalen, sozialen und ästhetischen Bereich. Kein Wunder, daß der Frau in ihrer Sensibilität und Verwundbarkeit, in ihrer psychophysischen Komplexität durch die Sklaverei die höchste Erfüllung und vollkommene Ausschöpfung all ihrer Gefühle ermöglicht wird.

Plötzlich wurde laut an die Kabinentür geklopft.

Erschrocken hob das Mädchen den Kopf und blickte mich angstvoll an.

Mit einer knappen Geste bedeutete ich ihr, in die Kojе des Kapitāns zurückzukehren. Hastig kroch sie hinein. Ich begleitete sie und baute mich neben ihr auf. Ihre Stimme mußte erkennbar aus der Richtung tönen, in der die Kojе lag.

Wieder wurde an die Tür gehämmert. »Luta!« rief eine Stimme. »Luta!«

»Antworte auf diesen falschen Namen«, forderte ich sie leise auf.

»Ja, Herr!« rief sie.

»Bist du nackt, wartest du in der Kojе auf deinen Herrn?«

»Ja, Herr«, sagte sie.

»Alles in Ordnung?«

Ich zog mein Messer und drückte die Spitze vorsichtig gegen die hübsch gerundete Hüfte des Mädchens. Zusammenzuckend blickte sie auf die Klinge.

»Ja, Herr.«

»Dann halte dich bereit für deinen Herrn!«

»Ja, Herr. Ist der Kampf bald vorbei?«

»Neugier geziemt einer Kajira nicht!« rief er lachend.

»Ja, Herr. Verzeih mir, Herr!«

Wieder lachte der Mann, gleich darauf entfernten sich Schritte auf dem kurzen Niedergang zum Hauptdeck.

»Wer war das?« fragte ich.

»Artemidorus, der Erste Offizier.«

Zu gern hätte ich gewußt, wie der Kampf stand. Ich steckte das Messer wieder weg, und die Sklavin atmete spürbar auf. Ich befahl ihr, sich in die Kojе zu legen. Sie hatte eine hübsche Figur.

Dann näherte ich mich dem zerstörten Heckfenster und schaute unauffällig hinaus.

»Darf ich fragen, wie die Lage steht, Herr?« fragte sie.

»Nein.«

Durch eine Lücke im Gewirr der Piratenflotte konnte ich ausmachen, daß die belagerten Schiffe sich noch immer mutig wehrten. Sicher vermochten sie bis zum Einbruch der

Dunkelheit durchzuhalten, aber ein weiterer Tag voller konzentrierter Angriffe war auf keinen Fall zu überstehen. Wie großartig hatten sie gekämpft! Erbitterung durchströmte mich. Zwischen den größeren Schiffen fuhren kleine Boote herum, bemannt von Piraten. Wut erfüllte mich bei ihrem Anblick. Mit diesen Booten wurde nach Überlebenden gesucht, die auf einer solchen Jagd keine Überlebenschance hatten. Sie würden mir die Rückkehr zur *Tina* erschweren. Mein Blick suchte schließlich das dick umwickelte, wasserdichte Paket auf dem Tisch. Es stellte einen ungeheuren Wert dar, wenn man seinen Inhalt nur richtig einsetzen konnte. Nach einem letzten Blick auf die Schiffe der Piratenflotte und die wehrhaften Verteidiger kehrte ich an den Tisch zurück und setzte mich nieder.

Daß unsere Männer sich so lange hatten halten können, lag vorwiegend an zwei Faktoren: erstens am Gedränge der Piratenflotte, das den Einsatz von Rammen und Scherblättern erschwerte, und zweitens an der ungewöhnlich großen Zahl und Kampfgeschicklichkeit der Ar-Soldaten, die in den Laderäumen der Schiffe aus Ar-Station auf ihren Einsatz gewartet hatten.

Die Taktik, die mir in einer solchen Situation auf der Hand zu liegen schien, hatte Voskjard noch nicht angewandt. Daraus begann ich zu schließen, daß er vielleicht gar nicht bei seiner Flotte war, daß sie womöglich unter dem Kommando eines Untergebenen stand.

Mit Siegelwachs schloß ich behutsam die Öltuchhülle, die ich zu einem rechteckigen Päckchen zusammenfaltete und mit Bindefaser sicherte. Das Mädchen beobachtete mich. Ich stand auf, riß einen Streifen der Bettdecke ab und benutzte ihn als Augenbinde.

»Verzeih mir, Herr!« sagte sie wimmernd.

Nun brach ich ein Brett von der Wand, ein zwei Fuß langes Regal mit allerlei Stecklöchern, um darin Dochte wie den des silbernen Kerzenhalters unterzubringen. Mit Bindefaser befestigte ich das Paket an dem Brett von dem ich

eine Art Zugschlinge ausgehen ließ. Das Brett mitsamt seiner Fracht und der Zugleine legte ich am Fenster zu-  
recht.

Etwa um diese Zeit hörte ich die Signalhörner der Piratenflotte, Befehle, die nach meiner Auffassung zu spät kamen. Ich schaute aus dem Fenster. Wie erwartet zog sich die Piratenflotte zurück. Die Sinnlosigkeit des Angriffs, stur und phantasielos vorgetragen, war dem Oberkommandierenden anscheinend endlich bewußt geworden. Geschickt allein oder zu zweit losgeschickt, an der Flanke abgesichert, konnten die Piratenschiffe nun ihre Rammen und Scherblätter gegen die eingeschlossenen, hilflosen, unterlegenen Schiffe einsetzen. Aber es war schon ziemlich spät. Zweifellos würde man den Angriff auf den nächsten Tag verschieben, damit sich im Schutz der Dunkelheit nicht etwa Überlebende davonmachen konnten.

Langsam kehrte ich zur Kojе zurück und nahm dem Mädchen die Augenbinde ab.

Angstvoll blickte sie zu mir auf und kauerte sich tief in die Kojе. Sie war die Frau Reginalds gewesen, eines Kapitäns der Piratenflotte.

»Bitte, Herr!« flehte sie. »Tu mir nichts!«

Wie wunderschön sie aussah in ihrem schimmernden, knappsitzenden Sklavenkragen, dessen eigentliche Schönheit in der Tiefe seiner Bedeutung lag, in dem Besitzverhältnis der Frau, die ihn trug.

»Ein hübscher Happen bist du«, sagte ich nachdenklich. »Kein Wunder, daß Reginald dich in Bereitschaft hielt.«

»Ja, Herr.«

»Warum ist Artemidorus, der Erste Offizier, nicht in die Kabine gekommen und hat sich direkt überzeugt, daß du deinen Herrn angemessen erwartest?«

»Außer meinem Herrn Reginald darf mich niemand berühren«, sagte sie stolz. »Oh!« rief sie dann. »Oh!«

»Hast du so schnell vergessen, wem du jetzt gehörst?«

»Dir, Herr, dir! Oh!«

»Anscheinend bist du immer noch bereit, du kleine Köstlichkeit!«

Mit flackerndem Blick starrte sie mich an. »Deine Hand, was tut sie mir an!« Und hilflos hob sie mir ihren Körper entgegen. »Sei gnädig!« flehte sie.

»Nein«, sagte ich.

Die Kerze auf dem Tisch war niedergebrannt. Draußen war es dunkel geworden.

»Bitte, Herr, noch einmal!« flehte sie.

»Du bist ein liebeshungriges, leidenschaftliches Ding«, sagte ich.

»Ich kann nicht anders«, antwortete sie. »Ich bin Sklavin.«

Ich lächelte vor mich hin. Die Sklaverei erweckt in jeder Frau ihr ureigenstes Wesen.

Sanft beugte ich mich in der Kojе zum wiederholten Mal über sie. Mein Messer steckte oberhalb des Bettes tief im Holz; im Notfall konnte ich schnell danach greifen.

»Bin ich nicht genauso begierig und leidenschaftlich wie die Sklavendirenen von der Erde?« fragte sie.

Ich hieß sie vor dem Bett aufstehen und band ihr die Hände auf dem Rücken zusammen. »Es gibt noch Hoffnung für dich«, sagte ich.

»Bah!« rief sie. »Eine Goreanerin ist tausendmal leidenschaftlicher als eine Erdendirne.«

»Möglich«, sagte ich lächelnd. »Geh zum Fenster. Es ist spät geworden.«

Durch die dunkle Kabine ging sie vorsichtig zwischen den Scherben hindurch zum Fenster. Ich band der Sklavin die Augenbinde wieder um den Kopf und hielt ein Stück Seidenstoff als Knebel bereit.

»Willst du mich mitnehmen?« fragte sie.

»Ja«, antwortete ich. Ich sagte mir, daß ich einen Abnehmer für sie finden könnte. Vielleicht Aemilianus.

»Oh!« sagte ich plötzlich. Auf dem Niedergang vor der Tür waren Schritte zu hören.

»Das ist Reginald«, sagte sie und hob den Kopf. Ich zweifelte nicht an ihren Worten. Sklavinnen kennen oft den Schritt ihres Herrn.

»Reginald«, flüsterte sie verängstigt. Ihre Unterlippe zitterte. Der Mann war vor der Kabinentür stehengeblieben. Schwungvoll wurde ein schwerer Schlüssel ins Türschloß geschoben. Es war spät. Reginald war gekommen, um sich mit seiner Sklavin zu vergnügen.

Ich hörte, wie das Vorhängeschloß an seiner Kette zur Seite fiel. »Flieh!« flüsterte mir das Mädchen zu und drehte den Kopf herum. Ihre schmalen Handgelenke wanden sich nutzlos in den Fesseln.

Die Tür wurde nach innen geschoben, fand dann aber am Sperriegel ihren Halt. Stille trat ein.

Ich ergriff das Zugseil, das am Brett mit dem Päckchen befestigt war, zog es durch den Sklavenkragen des Mädchens und verknüpfte die Schnur.

»Was tust du?« wollte sie wissen.

»Ist diese Tür verschlossen?« fragte Reginald aufgebracht von der anderen Seite. Ich lächelte. Natürlich war sie verriegelt.

»Mach die Tür auf!« brüllte Reginald und hämmerte mit der Faust gegen das dicke Holz.

Das Mädchen ächzte. Als sie sich bewegte, prallte ihr das an der Zugleine hängende Brett gegen das Bein.

»Tür aufmachen!« wiederholte Reginald zornig.

»Kannst du schwimmen?« fragte ich.

»Nein«, antwortete sie. »Außerdem bin ich gefesselt.«

»Mach die Tür auf!« befahl Reginald und brüllte. »Artemidorus! Surtus!«

Ich packte das Mädchen an einem Oberarm und schob sie auf das Fenster zu. Beim Hinausblicken machte ich in der Nähe keine kleinen Boote aus.

»O nein!« stöhnte das Mädchen. »Bitte nein!«

Weitere Männer gesellten sich vor der Tür zu Reginald.

Ich zog den Knebel aus meinem Gürtel und stopfte ihn ihr in den Mund. Dann warf ich das Holzbrett mitsamt dem Paket aus dem offenen Kabinfenster; die Schnur straffte sich, bis die Last an ihrem Halskragen hing.

»Luta! Luta!« rief Reginald. »Bist du da?«

»Hier ist niemand, der Luta heißt!« gab ich fröhlich zurück. »Sie trägt jetzt einen Namen, den ich für sie ausgesucht habe: Shirley!«

»Wer bist du? Wer redet da?« wollte Reginald wissen.

»Ich nehme deine Sklavin mit, die recht ordentlich ist«, sagte ich. »Außerdem noch etwas anderes, das ich ganz interessant fand.«

»Wer ist da? Wer ist da?« rief Reginald.

»Jason«, antwortete ich. »Jason aus Victoria.« Ich stieg auf das Sims des zerstörten Fensters, zog das Mädchen zu mir heran und sprang ins Wasser. Im gleichen Moment hörte ich, wie sich Männer mit den Schultern gegen die verriegelte Tür zu werfen begannen.

## 9

»Wer da?« rief eine Männerstimme vom Deck der *Tina*. »Sprich, oder es wird geschossen!«

»Jason!« rief ich aus dem kalten, dunklen Wasser. »Jason aus Victoria. Helft mir an Bord!«

»Es ist Jason«, sagte Callimachus' Stimme, die ich sofort erkannte. »Holt ihn an Bord!«

Ich zerrte das Mädchen am Haar hinter mir her; sie schwamm auf dem Rücken. An ihrem Kragen war der Balken mit dem Paket befestigt, der im Wasser mitgezogen wurde.

Hände streckten sich mir entgegen. Zwei Männer klammerten sich an die Ruderpfosten und beugten sich weit hinaus. »Was haben wir denn da?« fragte einer.

»Eine Sklavin«, antwortete ich. »Und etwas anderes, das sehr wertvoll ist.«

Das Mädchen wurde an den gefesselten Armen an Bord gezerzt, wobei Brett und Paket an die Bordwand schlugen.

Ich stieg hinter ihr hinauf. Kurze Zeit später stand ich erschauernd auf dem Deck der *Tina*.

Callimachus umfaßte meine Arme. »Wir glaubten dich schon verloren«, sagte er.

»Wir müssen den Rückzug vorbereiten«, sagte ich. »Den Angriff morgen früh überstehen wir nicht mehr.«

»Wir haben auf dich gewartet«, sagte Callimachus.

Ich bückte mich neben dem Mädchen und löste Brett und Paket von ihrem Kragen. »Bring dies in die Kabine des Kapitäns!« befahl ich einem der Umstehenden.

»Jawohl, Jason«, sagte er.

»Was ist das?« wollte Callimachus wissen.

»Das werde ich dir später erklären.«

»An Deck der *Tamira* scheint Verwirrung zu herrschen; Lichter bewegen sich hin und her«, meldete ein Seemann, und wir schauten zu dem etwa dreihundert Meter entfernten Schiff hinüber.

Ich lächelte. Ich nahm nicht an, daß es Reginald eilig hatte, den Verlust seinem Flottenchef anzuzeigen.

»Was haben wir denn hier?« fragte ein Mann, hob die Laterne und deutete auf das Mädchen, das neben uns an Deck kniete.

Ich zog ihr die Augenbinde vom Kopf.

»Ein hübsches Ding«, sagte der Mann.

»Ja«, antwortete ein zweiter.

Erschrocken sah sich das Mädchen um, den Feinden ihres früheren Herrn hilflos ausgeliefert.

»Die *Tamira* wendet«, meldete ein Mann. »Ich glaube, sie will angreifen.«

»Man scheint begierig zu sein, deine Beute zurückzuholen«, sagte Callimachus.

Erstaunt hob das Mädchen den Kopf.



»Nicht du, hübsche Sklavin!« sagte ich zu ihr. »Er meint das Päckchen, das allein von Wert ist.«

Zornig blickte sie mich an.

»Fesselt sie und bringt sie unter Deck«, befahl ich einem Mann.

»Ruderer auf die Bänke!« befahl Callimachus. »Alle Mann auf Posten!«

»Der Kapitän der *Tamira* muß den Verstand verloren habe, gegen drei Schiffe vorzurücken«, bemerkte ein Offizier.

»Er ist verzweifelt«, antwortete ein Mann.

»Reginald ist vielleicht bereit, sein Schiff zu verlieren«, sagte ich. »Dann ließe sich nämlich der Verlust der Papiere verschleiern, auf diese Weise erscheint es unvermeidlich, als eine Folge des Kampfes.«

»Sicher hat er keinen Befehl erhalten, die Formation zu verlassen«, sagte Callimachus.

»Nein«, antwortete ich grinsend. Im gleichen Moment wurde mir ein Mantel um die Schultern gelegt, der die Kälte des Wassers vertreiben sollte.

»Kein Zweifel«, sagte ein Offizier. »Die *Tamira* will angreifen.«

»Meine Hoffnungen erfüllen sich«, sagte ich zu Callimachus. »Mit diesem Manöver reißt sie eine Lücke in die eigenen Reihen.« Ich hatte nicht erwartet, daß Reginald den Verlust so schnell bemerken würde. Ich hatte gehofft, mehr Zeit zu haben, mein Vorhaben mit Callimachus abzustimmen.

»Ich lasse Hornsignale geben«, sagte ein Offizier.

»Nein, nein!« widersprach ich.

»Keine Signale!« wandte sich Callimachus an den Offizier. »Es ist noch nicht angebracht, die Piraten zu alarmieren und in Verwirrung zu stürzen.«

»Genau«, sagte ich. Da wir in unmittelbarer Nähe der *Olivia* und der *Tais* lagen, ließen sich Befehle auch auf kurzem Wege übermitteln.

»Willst du die Öffnung in der gegnerischen Formation ausnutzen?« fragte Callimachus. »Sie wird nicht lange bestehen. Man wird sich schnell auf das Manöver der *Tamira* einstellen.«

»Nicht direkt«, sagte ich. »Das wäre als Kaissa-Taktik zu durchsichtig, wie man sagt. Allerdings wird der Gegner erwarten, daß wir auf die Lücke zuhalten.«

»Dementsprechend wird er die Deckung verlagern, um diese Entwicklung abzusichern«, meinte Callimachus.

»Was zahlreiche Verlegungen von Schiffen zur Folge hat – und vielleicht Verwirrung stiftet«, ergänzte ich.

»Womöglich gerät die ganze Armada durcheinander«, sagte Callimachus, »und öffnet sich an einem Dutzend Stellen.«

»Man wird nicht begreifen, warum die *Tamira* ihre Position verlassen hat«, fuhr ich fort. »So mögen viele Schiffe annehmen, daß der Angriff auf einem Befehl beruht.«

»Die *Tamira* nähert sich«, meldete ein Offizier. »Gehen wir auf den Kampf ein?«

»Nein!« rief Callimachus. »Rudergänger, hart Steuerbord! Rudermeister! Volles Tempo!«

»Volles Tempo!« brüllte der Rudermeister sofort.

»Backbordruder einziehen!« befahl Callimachus.

»Backbordruder einziehen!« kam sofort das Echo.

Die *Tamira*, deren Backbord-Scherblatt wie eine stählerne Mondsichel an unserer Backbordseite entlangglitt, schwang an uns vorbei, zwischen uns und der *Olivia*.

»Auf anderen Piratenschiffen werden Lichter gesetzt!« rief ein Offizier. Hier und dort sahen wir Laternen über dem Wasser. Hörner bliesen zum Kampf.

»Geh längsseits zur *Olivia*, Callimachus!« bat ich. »Es müssen schleunigst Befehle gegeben und ohne Zögern ausgeführt werden.«

»Gedenkst du zu fliehen?« fragte Callimachus.

»Ich gedenke nicht zu fliehen, sondern zu siegen«, antwortete ich.

Über das Wasser gellte Jubelgeschrei, als hätten Piraten einen Sieg errungen.

Immer wieder glitt ich mit den Füßen auf der Sandbank aus, doch unermüdlich stemmte ich die Schulter gegen den Schiffsrumpf der *Tuka*, die bei dem ersten großen Angriff gegen uns vor drei Tagen den Formationskeil angeführt hatte. Das Schiff war gerammt und beschädigt in der Nähe der Kette auf eine Sandbank gelaufen und von seiner Besatzung verlassen worden. Es war ein sehr bekanntes Schiff Ragnar Voskjards. Neben mir bemühten sich andere Männer mit den Schultern oder mit Rudern als Hebeln, den tief in den Sand gesunkenen Schiffsrumpf in Bewegung zu bringen. Zu beiden Seiten der Sandbank hatten die *Tina* und die *Tais* den Havaristen mit dicken Trossen in Schlepp genommen und zerrten, was das Zeug hielt.

Das Gebrüll war deutlich über das Wasser zu hören. Im Osten machte sich rötlicher Feuerschein bemerkbar.

»Sie werden bald merken, daß wir sie hereingelegt haben«, sagte ein Mann in meiner Nähe.

»Dann gib dir noch mehr Mühe«, riet ich ihm.

In der allgemeinen nächtlichen Verwirrung hatten wir die *Olivia* in Brand gesteckt und ließen sie nun mit gesetzten Segeln und festgebundenen Rudern nach Osten gleiten, die wahrscheinliche Fluchtroute zu Städten wie Port Cos, Tafa und Victoria. Wie meine majestätische Fackel würde sie mitten unter die Feinde segeln. Im Schutze dieser Ablenkung hatten sich die *Tina* und die *Tais*, die Aemilianus und die Besatzung der *Olivia* an Bord genommen hatten, mit Hilfe von eroberten Voskjard-Wimpeln und Fahnen getarnt und die anderen Schiffe wie Haie an sich vorbeigleiten lassen, hinter der leuchtenden *Olivia* her, deren Flammen sie für den Schauplatz des Kampfes hielten. Es konnte natürlich nicht lange dauern, wenn es nicht schon geschehen war, bis die Piraten entdeckten, daß sich niemand an Bord der *Olivia* befand.

»Strengt euch noch mehr an!« rief ich.

Ächzend stemmten wir uns gegen die gestrandete *Tuka*. Die dicken Taue knackten. Dicht neben mir brach ein Ruder unter dem Gewicht von vier Männern, die es als Hebel benutzten. Andere Männer schaufelten mit Speerspitzen den Sand unter dem Kiel fort.

»Ich fürchte, wir haben nicht mehr viel Zeit!« rief Callimachus von der Reling der *Tina*.

»Hoffnungslos!« sagte ein Mann hinter mir.

Der mächtige Rumpf der *Tuka*, so düster, so schwer, so widerspenstig, so offenbar an diesem Ort festliegend, bewegte sich plötzlich ein wenig, mühselig, mit einem durchdringenden scharrenden Knirschen, wobei der Kiel wie die Kufe eines riesigen Schlittens wirkte und im Sand eine tiefe Furche hinterließ. Das Schiff rutschte ganze sechs Zoll rückwärts.

»Strengt euch an!« flüsterte ich. »Schiebt!«

Nun glitt die *Tuka* einen Fuß weiter. Dann noch einen Fuß. Die Männer begannen zu jubeln. »Still!« rief ich.

Ich verließ meinen Platz und hastete, bis zu den Knöcheln in Sand und Wasser, den Kopf unter den Trossen hinwegduckend, die zur *Tina* und *Tuka* führten, an der Bordwand entlang, bis ich den Fluß erreichte. Dort ließ ich mich ins Wasser gleiten, schwamm um das Heck herum und schloß mich den Männern auf der anderen Seite der Sandbank an, wo vor drei Tagen die Ramme der *Tais* ein riesiges Loch in die Plankenwand gerissen hatte. Das ungleichmäßige Loch war gut einen Meter breit und hoch. Die Beschädigung lag ein Stück oberhalb der Wasserlinie, auch wenn das Schiff aufrecht fuhr. Beim Hin und Her des Kampfes jedoch hatte der Schiffsrumpf genügend Wasser aufgenommen, um ihm Schlagseite zu geben. Die *Tuka* war schließlich von ihren Männern und dem Kapitän als kampfunfähig aufgegeben worden, zweifellos mit der Absicht, später zurückzukehren und das Schiff zu reparieren. Ich schaute in das Leck in der Bordwand. Wieder glitt die *Tuka* einen Meter weiter. Bald würde sie von der Sandbank herunter sein. Ich machte mir

Gedanken, was man an Zeit und Material benötigte, um das Schiff wieder seetüchtig zu machen. Solche Reparaturen mußten natürlich auf dem Fluß und während der Flucht gemacht werden. Da die *Tuka* für meine Pläne wichtig war, wollte ich sie nicht lassen, wie sie war. Wie gesagt, sie war als Schiff Ragnar Voskjards bestens bekannt.

»Ein Schiff nähert sich!« ertönte eine laute Männerstimme.

»Nein!« rief ich ärgerlich. »Nein!«

»Es ist ein Wrack«, sagte ein anderer Mann. »Kein Licht an Bord. Die Ruder hängen nur im Wasser!«

Es handelte sich also um ein unbemanntes Schiff, das von der Strömung vom Kriegsschauplatz fortgetrieben wurde. Selbst wenn es sich um eine Finte handelte, hatten wir es hier nur mit einem Angreifer zu tun. Wir hatten zwar nur zwei Schiffe und die *Tuka* zur Verfügung, doch mit den Soldaten aus Ar verfügten wir über genügend Leute, um mindestens fünf Schiffe zu bemannen.

Die *Tuka* gab dem Zug der Trossen um einen weiteren Meter nach. Mich mit beiden Händen abstützend, schob ich mich durch das Leck ins Innere der *Tuka*. Dort zog ich sofort mein Schwert. Nach der Eroberung waren kurz die Kämpfer der *Tais* an Bord gewesen. Damals war schon keine Mannschaft mehr an Bord. Ich bezweifelte nicht, daß das Schiff leer war. Aber ich wußte es nicht genau. Mein Schwert war blank gezogen. Die *Tuka* ist eine große Galeere, und ich vermochte im ersten Laderaum aufrecht zu stehen. Ich spürte, wie sich der Schiffskörper, von Seilen und Männern gedrängt, erneut unter mir zum Fluß hin bewegte. Es war dunkel im Laderaum. Etwa sechs Zoll hoch umspülte mir das Wasser die Füße und lief durch das Leck ab. Ich spürte das nasse Holz unter den nackten Füßen. Unter dem ersten Laderaum liegt der Kielraum, kaum mehr als ein feuchter Kriechgang, der das Bilgewasser und den auf goreanischen Schiffen normalerweise als Ballast dienenden Sand enthielt. Ich entfernte mich von dem Leck. Ich war unruhig.

Ich lauschte. Es war dunkel im Laderaum. Zu hören war nichts. Ich mußte mich getäuscht haben.

Ich stand absolut still. Unruhe erfüllte mich.

Plötzlich stürzte sich aus der Dunkelheit eine Gestalt auf mich. Ich trat zur Seite. Stahl zuckte herab. Ich hörte die Klinge links vor mir ins Holz krachen, während ich noch herumfuhr und meinerseits nach dem Angreifer hieb. Dann kniete ich neben dem Mann nieder, dem ich eine tödliche Nackenwunde beigebracht hatte.

Ich stand auf. Stumm verharrte ich in der Schwärze, das Schwert kampfbereit erhoben.

Im nächsten Moment spürte ich weiche Lippen an meinen Füßen. »Bitte töte mich nicht, Herr!« flehte eine Frau.

Ich senkte das Schwert, bis die Spitze auf ihren Rücken gerichtet war.

Mit den Händen umfaßte ich ihre schlanken Handgelenke und zog sie in eine kniende Position hoch. So ertastete ich, daß sie nackt war und einen Sklavenkragen trug.

»Wer hat mich da eben angegriffen?« fragte ich.

»Alfred«, antwortete sie, »ein Gefolgsmann Alcibrons, des Kapitäns der *Tuka*.«

»Was hatte er hier zu suchen?«

»Er wurde zurückgelassen, um alle Nichtpiraten zu töten, die hier im Schiff Unterschlupf suchen wollten«, sagte sie. »Er tötete fünf«, fügte sie hinzu.

»Und was machtest du hier?«

»Ich wurde bei ihm gelassen, um ihn zu erfreuen«, antwortete sie, »damit er an seinen Pflichten mehr Spaß hatte.«

»Bist du schön?« fragte ich.

»Es gibt Männer, die mich nicht unangenehm gefunden haben«, sagte sie.

»Wer ist dein Herr?« wollte ich wissen.

»Alcibron, der Kapitän der *Tuka*, war mein Herr«, sagte sie. »Aber jetzt bist du mein Herr.«

»Deine Stimme klingt vertraut. Kenne ich dich?«

»Ich komme ursprünglich aus Port Cos«, sagte sie, »und

war frei geboren. Aber schon früh erkannte ich in meinem Herzen, daß ich Sklavin bin. Ich floh aus Port Cos, um einer unerwünschten Gefährtschaft zu entgehen. Der Mann, der mich begehrte, respektierte mich zu sehr, und obwohl ich ihn auch sehr liebte, wußte ich, daß er meine Sklavenbedürfnisse nicht würde erfüllen können. Er wollte mich als seine Gefährtin, während ich nur seine Sklavin zu sein wünschte. Er wollte mich in Schleier und Seidenstoffe hüllen und mir dienen. Ich wollte mehr.

Ich gestand ihm mein Verlangen, und er war schockiert, was mich meinerseits beschämte und bestürzte. In großem Zorn gingen wir auseinander.

Ich faßte daraufhin den Entschluß, ohne Männer auszukommen. Sie sollten leiden, weil sie mich als Frau ablehnten. Wenn sie mich nicht verstehen wollten oder konnten, wollte ich mich rächen und ihnen das Leben schwermachen.

Wie gesagt, ich verließ Port Cos und dachte damals, es ginge mir darum, mein Glück zu machen. Doch die Wahrheit, das verstehe ich jetzt, wünschte ich mir die Versklavung. Und dazu sollte es schnell kommen. Im Anfang versuchte ich meinem Vorsatz treu zu bleiben und die Rebellen zu spielen; mir wurde aber schnell klargemacht, daß das unpraktisch war, daß ich als Sklavin zu gehorchen hatte. Die Goreaner lassen ihren Frauen in dieser Beziehung wenig Spielraum. Es gefiel mir zutiefst, daß ich gar keine andere Wahl hatte, daß meine Sklaverei, wie Brandzeichen und Kragen, mir aufgezwungen wurde. Ich mußte sein, was ich im tiefsten Herzen war. So habe ich nun schon viele Herren gehabt, gute und schlechte. Die längste Zeit bei einem Herrn verbrachte ich in Vonda, im Haus des Sklavenhändlers Andronicus.«

»Dann weiß ich, wer du bist«, sagte ich.

»Herr?« fragte sie. »Oh! Deine Hände pressen kräftig zu!«

»Unter welchem Namen warst du allgemein bekannt, Sklavin?« fragte ich.

»Lola, Herr!« antwortete sie erschrocken. »Lola!«

Ich ließ ihre Hände los und steckte das Schwert ein. »Du kannst mir deinen Gehorsam erweisen, Lola«, sagte ich.

Sie gehorchte.

»Weißt du, wer ich bin?«

»Mein Herr, mein Herr!« sagte sie.

»Steh auf, Mädchen! Ich bin Jason aus Victoria.«

»Herr!« rief sie, und Tränen liefen ihr über das Gesicht. Schluchzend umfaßte sie meine Arme und preßte sich an mich. Ich legte ihr die Arme um die Schultern, erlaubte mir diese Geste der Zärtlichkeit, obwohl sie nur eine gebrandmarkte Sklavin war. »Sie verkaufte mich!« schluchzte sie. »Sie verkaufte mich! Sie brachte mich zum Hafen, während du bei der Arbeit warst! Sie verkaufte mich!«

»Dazu hatte sie kein Recht«, stellte ich fest.

Schluchzend schmiegte sich das Mädchen an mich. Ich spürte ihre Tränen auf meiner Brust. »Ich wurde an einen Kaufmann aus Tetrapoli verkauft«, sagte sie. »In Tetrapoli verkaufte man mich an einen Zwischenhändler weiter, der im Auftrag Alcibrons unterwegs war, eines der Oberkapitäne Ragnar Voskjards.«

»Und der holte dich zu seinem Vergnügen an Bord der *Tuka*.«

»Ja, Herr.«

Ich ergriff ihren Arm und hielt sie von mir fort. »Ich habe im Moment wenig Zeit für dich«, sagte ich.

»Ja, Herr«, antwortete sie. »Oh!« rief sie, als ich sie rücklings auf die Planken des Laderaums drückte. Schnell ergriff ich von ihr Besitz, denn ich hatte es eilig. Erschauernd klammerte sie sich an mich. Die *Tuka* war inzwischen von der Sandbank losgekommen. Auf dem Deck über unseren Köpfen hörte ich Schritte. Männer nahmen ihre Positionen auf den Ruderbänken ein. Die Trossen, mit denen die *Tina* und die *Tais* die *Tuka* geschleppt hatten, wurden losgeworfen. Aemilianus gab Befehle.

»Auf!« befahl ich. »Wir müssen zur *Tina* hinüberschwimmen.«



»Ja, Herr«, sagte sie und erhob sich ächzend.

Ich trat an das Leck in der Bordwand. Von dort vermochte ich die Tais und die darunterliegende Flußkette zu sehen.

Die Leiche des Mannes, der mich in der Dunkelheit des Laderaums angegriffen hatte, warf ich ins Wasser.

»Kannst du schwimmen?« fragte ich das Mädchen, das mir gefolgt war.

»Nein.«

Ich ergriff sie, duckte mich und zog sie mit mir ins Wasser. »Dreh dich um«, sagte ich, »und entspann dich!«

»Ja, Herr!« sagte sie erschrocken.

Das Mädchen an den Haaren ziehend, schwamm ich langsam um den Bug der *Tuka* herum und näherte mich der Bordwand der *Tina*. Gleich darauf zogen uns hilfreiche Seeleute an Bord.

»Willkommen, Jason!« sagte Callimachus grinsend. »Während wir schwer geschuftet haben, scheinst du anderem Glück gefolgt zu sein.«

»Ich habe meinen Teil der Arbeit getan«, erwiderte ich lachend. »Das Mädchen lief mir eher zufällig über den Weg.«

Wir betrachteten das nasse, zitternde Mädchen, das eine vorzügliche Figur zur Schau stellte.

»Nett ist sie«, stellte Callimachus fest.

»Ja, ein hübsches Ding«, räumte ich ein. Lächelnd senkte das Mädchen den Kopf.

Ich ließ einen Mantel holen und das Mädchen unter Deck führen.

»Wir müssen bald aufbrechen«, sagte Callimachus.

»Ich suche mir einen Platz an den Rudern«, erwiderte ich.

»Herr«, meldete einer der Offiziere in diesem Augenblick, »auf dem Schiff an Steuerbord regt sich etwas.«

»Dann ist es also doch nicht verlassen«, sagte Callimachus. »Hatte ich's mir doch gleich gedacht.«

Mir fiel das Schiff ein, von dem kurz vor meinem Betreten der *Tuka* die Rede gewesen war – angeblich verlassen flußabwärts treibend, fort von dem Durcheinander des Kamp-

fes, erleuchtet von der *Olivia*, die wir zur Ablenkung in Brand gesteckt hatten.

Callimachus, der Offizier und ich gingen zur Steuerbordreling der *Tina*.

Drüben glitten Ruder außenbords. Das Schiff war nicht verlassen.

»Sie will doch nicht etwa drei Schiffe angreifen?« rief der Offizier.

»Warum ist sie nicht schon viel früher zur Tat geschritten?« wollte jemand wissen.

»Sicher hat sie auf die Unterstützung anderer Schiffe gewartet«, sagte ich.

»Warum sollte sie dann ausgerechnet jetzt losschlagen wollen?« fragte jemand. »Es sind keine anderen Schiffe in der Nähe.«

»Man hat dort drüben mitbekommen, daß die *Tuka* von der Sandbank herunter ist«, antwortete Callimachus.

»Wenn man überhaupt angreifen will, dann jetzt.«

»Aber wir sind zu dritt!« sagte jemand.

»Zu zweit, wenn man die *Tuka* nicht mitrechnet«, antwortete eine Stimme.

»Aber auch so sind wir eindeutig im Vorteil«, sagte der erste Mann. Bei einem Ruderkampf kann sich ein einzelnes Schiff kaum gegen zwei Angreifer verteidigen. Eine Bordwand wäre auf jeden Fall ungeschützt.

»Der Kapitän drüben ist verzweifelt«, sagte ich.

»Du kennst das Schiff?« fragte Callimachus.

»Es war das erste Schiff, das die Formation verließ, das erste Schiff, das gegen uns losschlug«, sagte ich. »Trotz des Durcheinanders, trotz der zahlreichen Manöver und unserer Ablenkung, trotz der Voskjard-Wimpel, die wir aufgezogen haben, ist die Galeere bei uns geblieben. Sie ist uns unauffällig gefolgt.«

»Ah«, seufzte Callimachus.

»Ja«, sagte ich, »es ist die *Tamira*.«

»Sie fährt an!« rief der Offizier.

»Ebenso aber die *Tais*!« gellte eine Stimme. Ich blickte zur Seite. Die *Tais*, dunkel angestrichen, tief im Wasser liegend, schnittig und vom Kampf gezeichnet, eines der gefährlichsten Kampfschiffe aus der Flotte von Port Cos, fuhr unter dem Kommando von Calliodorus um das Heck der *Tuka* herum und am Bug der *Tina* vorbei. Sie hatte die *Tamira* ebenfalls gesichtet.

»Sie darf nicht versenkt werden!« rief ich. »Gib ein Signal an Calliodorus!«

»Nein«, antwortete Callimachus ernst. »Die Hörner würden unsere Position verraten.«

Ich beobachtete das Vorrücken der *Tamira*. Sie war ein bewaffnetes Handelsschiff.

»Der Kapitän muß den Verstand verloren haben«, sagte jemand.

»Er führt sein Schiff in den Untergang«, antwortete ein Mann.

Ich wußte nicht einmal, ob Reginald, der die *Tamira* führte, die *Tais* überhaupt bemerkt hatte.

»Sie darf nicht versenkt werden!« rief ich. »Allenfalls können wir sie entern.«

Holz splitterte, ächzte, dröhnte. Geschrei tönte auf.

»Zu spät«, sagte Callimachus.

»Blut für Port Cos«, sagte ein Mann.

»Auf die *Tamira*!« flehte ich Callimachus an. »Bitte, Callimachus!«

»Dazu ist keine Zeit«, antwortete er.

»Andere Schiffe werden nach uns suchen«, sagte ein Offizier.

»Wir müssen verschwinden!« empfahl Callimachus.

Ich warf Gürtel und Schwert ab und stürzte mich von der Reling der *Tina* ins Wasser. »Komm zurück!« rief Callimachus.

Gleich darauf war ich an der Bordwand der *Tamira*. Der dunkle Schiffsrumpf rollte in meine Richtung und drückte mich unter Wasser. Ich ertastete den Kiel mit beiden Hän-

den, stieß mich ab und kehrte an die Wasseroberfläche zurück. Dabei geriet ich mit dem Arm gegen ein ins Wasser hängendes unbemanntes Ruder. Ringsum schwammen andere Männer. In der Nacht machte ich eine dunkle Masse aus, die einige Meter entfernt war, die *Tais*. Ich schob einen Mann fort, der sich im Wasser an mich klammern wollte. Meine Hand stieß gegen ein Wrackteil.

»Sie kommt noch einmal!« hörte ich einen Mann aufschreien.

Ich machte kehrt im Wasser. Der dunkle Umriß der *Tais* schien mich überfahren zu wollen. Ich wich zur Seite aus. Unter Wasser fühlte ich mich von der Bugwelle des Schiffes empor und zur Seite gehoben, und im gleichen Moment erklang das Dröhnen des zweiten Aufpralls. Einen Augenblick lang konnte ich keinen zusammenhängenden Gedanken fassen. Die Welt bestand aus Dröhnen, Bewegung und Schmerz. Und wieder kam mein Kopf über Wasser, und ich vermochte zu atmen. Ich befand mich an der Bordwand der *Tais*. Überall waren Männer im Wasser und schrien durcheinander. Ich streckte die Hand aus. Ich spürte das Steuerbord-Scherblatt der *Tais*. Im gleichen Moment bewegte sich die Klinge zurück, und die *Tais* löste sich mit rückwärts wirbelnden Rudern ächzend und knackend aus dem Rumpf der angeschlagenen *Tamira*. Durch Holzstücke und Männer schwamm ich zu dem anderen Schiff hinüber. Das Loch in der Wandung war etwa zwei Fuß hoch. Je nachdem, wie sich das Schiff bewegte, würde Wasser an mir vorbei in das Innere rauschen. Ich stieg in den Laderaum hinein. Hier war es dunkel. Eine im schwappenden Wasser schwimmende Kiste stieß mir gegen die Beine. Die *Tamira* erbehte, und Wasser bewegte sich nach achtern, während sich das Deck unter meinen Füßen neigte. Draußen sah ich den dunklen Umriß der *Tais* nach Backbord abfallen und sich langsam entfernen. Die *Tais* hatte ihr Werk vollbracht.

Plötzlich neigte sich das Schiff zum Heck. Ich glitt aus und rutschte nach achtern, ehe ich mich im Wasser fangen

konnte. Durch das Leck in der Außenwand konnte ich Sterne sehen; es lag ein Stück entfernt am Ende eines steilen Hangs aus Decksplanken. Mich an der Wand festhaltend, zog ich mich auf die Öffnung zu. Ich legte die Hände um den Rand und zerrte mich hindurch. Dann glitt ich hastig ins Wasser hinaus.

Als ich mich umdrehte, verschwand die *Tamira* bereits unter Wasser, das Heck voran. Ich kämpfte gegen den Sog des sinkenden Schiffes. Nach einiger Zeit beruhigte sich das Wasser wieder.

»Hilfe!« brüllte eine Stimme. »Hilfe!«

Mein Herz machte einen Sprung. Ich schwamm auf die Rufe zu und erreichte zwei Männer, die im Wasser zappelten.

»Ich kann ihn nicht halten!« rief eine Stimme.

»Ich helfe dir«, sagte ich.

Ich hob die Hand und packte den Eisenkragen, der um den Hals des Mannes lag. »Hör auf zu zappeln!« befahl ich. Die Hände, die mit Eisen gefesselt und durch eine Kette mit dem Sklavenkragen verbunden waren, wirbelten im Wasser herum.

»Strample nicht, Herr!« flehte der andere.

»Könnt ihr schwimmen?« fragte ich die beiden.

»Unsere Füße sind ebenfalls angekettet!« sagte der Mann, der zuvor gesprochen hatte.

»Halt deinen Gefährten fest«, sagte ich. »Ich stütze dich.«

Dann zog ich die beiden durch das Wasser zu einem schwimmenden Holzstück. Den ersten Mann hievte ich hinaus. Der zweite mühte sich, behindert von den Ketten, allein auf das notdürftige Floß.

»Ich hatte mir nicht vorgestellt, euch so wiederzusehen«, sagte ich. »Seltsam sind die Wege des Krieges.«

»Wir sind allein im Fluß«, sagte der erste Mann, den der zweite mit ›Herr‹ angeredet hatte. »Es ist Nacht. Wir sind unter Feinden.«

»Nicht jeder ist ein Feind«, beruhigte ich ihn.

»Welche Hoffnung gibt es denn noch?«

»Du darfst hoffen«, sagte ich zuversichtlich.

Ein Boot näherte sich, im Bug eine Laterne.

»Wir sind verloren«, sagte der erste Mann.

»Jason, bist du es?« fragte eine Stimme aus dem Bug des Bootes.

»Ja.«

»Komm an Bord!« sage Callimachus. »Wir haben nicht mehr viel Zeit. Wir müssen aufbrechen.«

Ich half den beiden Angeketteten beim Aufstehen, damit sie an Bord der *Tina* gehoben werden konnten»

»Wer sind deine Freunde?« fragte Callimachus.

»Krondar, der Kampfsklave«, antwortete ich, »und Miles aus Vonda.«

## 10

Zum Zeichen unseres Sieges hatten wir Lola und Shirley an den Bug der *Tuka* und der *Tina* gehängt, die sich, langsam hintereinander fahrend, durch den Kanal der Festung des Policrates näherten. Die *Tais*, von der wir fürchteten, daß sie erkannt werden könnte, bildete die Nachhut.

»An deiner Stelle würde ich mich im Hintergrund halten«, sagte Callimachus.

Ich befolgte seinen Rat. Es wäre nicht gut gewesen, wenn man mich erkannt hätte. Unter meiner Tunika hielt ich eine Maske aus purpurnem Stoff verborgen. Ich hatte sie in Victoria angefertigt, ehe ich nach Westen fuhr, um mich der *Tina* vor der Kette anzuschließen. Sie glich dem Gesichtschutz jenes maskierten Mannes, der mir in Victoria den Topas hatte abnehmen wollen. Ich war davon überzeugt, daß er der echte Kurier Ragnar Voskjards war. So hatte ich mir die Maske vorsichtshalber angefertigt; sie mochte mir unter gewissen Umständen gute Dienste leisten. Allerdings hatte ich sie noch nicht angelegt, denn ich wußte nicht, ob

man damit rechnete, daß der Kurier Voskjards Flotte begleitete.

Die Ruderer der *Tuka* hatten ein fröhliches Lied angestimmt. Ihre Kleidung war bunt zusammengewürfelt. Sämtliche Insignien waren abgerissen worden, Ordenzeichen hatte man von Helmen entfernt, Erkennungsmerkmale von konkaven Schildflächen. Sie sangen nicht etwa ein Lied aus Ar, sondern eine Flußballade, in der Raufbolde und Piraten vorkamen.

Am Heck der *Tuka* sah ich Flaggen aufsteigen. Die Signale entstammten den Dokumenten, die ich Reginald abgenommen hatte.

Über den Mauern des Policrates stiegen Antwortsignale auf.

»Bleib im Hintergrund!« drängte Callimachus.

Ich trat weiter zurück und suchte mir eine Stelle, von der ich unbemerkt verfolgen konnte, wie sich die Dinge entwickelten.

Die *Tuka*, die unter Aemilianus' Kommando stand, verhielt vor dem mächtigen eisernen Flußtor. Die Ruderer schwiegen.

Auf dem Vorderkastell der *Tuka* stand Miles aus Vonda, ein Mann, der nicht aus einer Flußstadt stammte und den Bewohnern der Festung daher unbekannt sein mußte. Nach seiner Befreiung hatte er zunächst den Wunsch geäußert, an Land abgesetzt zu werden, um nach Turmus zurückzukehren. Als er aber erfuhr, daß eine gewisse Sklavin namens Florence in den hohen Mauern von Policrates' Festung festgehalten wurde, hatte er um ein Schwert und einen Platz auf unseren Ruderbänken gebeten. Beides war ihm gewährt worden. Seither hatte er auf eine Rasur verzichtet und sich darüber hinaus mit einer Augenklappe unkenntlich gemacht. Anders standen die Dinge mit seinem Kampfsklaven Krondar. Wer diesen Mann einmal gesehen hatte, vergaß die narbigen, entstellten Züge so schnell nicht wieder, die Spuren zahlreicher Kämpfe mit dem Nagelleder und den

Klingenhandschuhen in Ar. So hockte nun Kronдар, das Schwert in der Hand, mit zahlreichen Kämpfern aus Ar-Station in einem Laderaum der *Tuka*.

Mein Herz machte einen Sprung. Auf der Mauer erschien die Gestalt Kliomenes'.

In der Nacht unserer Flucht aus der Umzingelung auf dem Fluß hatten wir die *Olivia*, unser behäbigstes, langsamstes Schiff, angesteckt und in östlicher Richtung gegen die Formation unserer Gegner geschickt, die verwirrt waren, weil die *Tamira* ihren Posten verlassen hatte. Damit hatten wir die Piraten ablenken und bei ihnen den Eindruck erzeugen wollen, wir würden nach Osten fliehen, und die *Olivia* sei durch sie in Brand geschossen worden. Statt dessen hatten wir im Durcheinander der Schiffe beigedreht und Voskjard-Wimpel gesetzt, für den Fall, daß wir in den Lichtschein vorbeifahrender Schiffe geraten sollten. Anschließend hatten wir uns nach Westen zur Kette zurückgezogen und dort die *Tuka* wieder fahrtüchtig gemacht. Dabei hatte die *Tamira* angegriffen, die uns unauffällig verfolgt hatte, und war unserer schnellen *Tais* zum Opfer gefallen. Zweimal getroffen, war sie schnell gesunken.

In dem entstehenden Durcheinander hatte ich Miles aus Vonda und seinen Sklaven Kronдар retten können. Unserem weiteren Plan folgend, fuhr die *Tina* mit der *Tuka* und der *Tais* in südlicher Richtung an der Kette entlang, bis wir die Lücke fanden, die von der dritten Flotte Voskjards, die wir zuerst für Callisthenes' Entsatz gehalten hatten, in die Kette gerissen worden war. Hier erwies sich nun, daß die Piraten, die offenbar von Callisthenes nicht behindert wurden, den Weg durch die Kette gewählt hatten und nicht etwa mit ihren Schiffen mühselig zwei- oder dreihundert Meter weit über Land gerollt waren.

Durch die Lücke fuhren wir auf die westliche Seite der Kette. Vor unserem Aufbruch nach dem Zusammenstoß zwischen der *Tais* und der *Tamira* hatte ich noch laut gerufen: »Callimachus, wir haben's geschafft! Fahren wir jetzt



sofort nach Tetrapoli, wo wir sicher sind!« Und unsere Besatzung hatte gejubelt. Natürlich handelte es sich um eine List; die Männer, die ringsum noch im Wasser schwammen oder sich an Wrackteilen festhielten, sollten dies hören und den Gegner weiter in die Irre führen. Dabei war Tetrapoli tatsächlich die erste größere Stadt westlich der Kette.

Unsere eigentliche Absicht, davon waren wir überzeugt, ließ sich aus dieser Situation nicht erraten. Aus Reginalds Sicht mußte es uns darum gehen, eine große Streitmacht zusammenzustellen, die in der Lage war, den Vorteil, der uns durch die von der *Tamira* gestohlenen Dokumente zufließte, auch richtig zu nutzen. Bis es soweit war, mußte Voskjards Armada längst vor der Festung des Policrates stehen, sie stärken und bei der Entwicklung neuer Sicherheitslösungen mitgewirkt haben. Außerdem konnte ich mir vorstellen, daß Reginald es nicht eilig hatte, den Diebstahl der Dokumente zu melden, der ja eingetreten war, ehe sein Schiff von der *Tais* versenkt wurde. Wenn er den Untergang überlebt hatte, konnte er immer behaupten, die Papiere seien mit der *Tamira* verlorengegangen, mit der er unsere Flucht verhindern wollte. Vermutlich zog er es vor, wegen seines Mutes gelobt statt wegen einer Nachlässigkeit getötet zu werden.

Natürlich waren wir nicht nach Tetrapoli oder in eine andere Flußstadt gefahren. Statt uns nach Nordwesten zu wenden, waren wir mit Segel- und Ruderkraft nordwärts an der Kette entlanggefahren. Im Morgengrauen hatten wir das nördliche Loch der Kette erreicht, das von Voskjards zweiter Flotte gerissen worden war. Durch diese Öffnung wandten wir uns nach Ostsüdost. Wir waren sicher, daß man uns zunächst vergeblich in nordwestlicher Richtung, nach Tetrapoli hin, suchen würde. Während die Gegner unserem angeblichen Kurs folgten und der Rest der Piratenflotte sich neu formierte, Reparaturen vornahm und auf die Rückkehr der anderen wartete, rasten wir in Wechelschicht, Tag und Nacht fahrend, zur Festung des Policrates.

Mein ursprünglicher Plan, davon war ich überzeugt, hätte uns in die Festung gebracht, wäre er nicht verraten worden.

Ich verstand die Worte nicht, die zwischen Kliomenes und Miles aus Vonda gewechselt wurden, doch ich hatte sie mehr als einmal gelesen.

»Was wird eine Einheit, wenn Steine sich zusammenfinden?«

»Das Schiff, welches das Topas-Meer befährt.«

»Wo findet sich ein Topas-Meer?«

»Innerhalb von vier Felsmauern.«

»Und wo befinden sich diese Felswände?«

»Rings um ein Topas-Meer.«

»Wem gehört der Vosk?«

»Jenen, denen das Schiff gehört, welches das Topas-Meer befährt.«

Die Piraten auf den Mauern begannen zu jubeln. Kliomenes sagte etwas zu einem Mann neben sich. Dieser Mann gab ein Zeichen an eine Gestalt in der Nähe des westlichen Torturms. Dieser gab den Befehl akustisch an einen Wächter weiter, der sich anscheinend im Innern des Turms befand. Meine Nackenhaare sträubten sich. Ich hörte das Ächzen und Knirschen des schweren Torgitters. Die Ketten strafften sich und hoben widerstrebend das mächtige Metallgeflecht, naß und funkelnd, aus dem Wasser.

Callimachus, der neben mir stand, griff nach seinem Schwert, hob es ein kurzes Stück aus der Scheide und ließ es wieder zurückfallen. Es war die Geste eines Kriegers. Vielleicht wußte er gar nicht, daß er seine Waffe bewegt hatte, so natürlich war diese Geste vor einem Kampf.

»Laß das!« flüsterte mir Callimachus zu.

»Was denn?«

»Dein Schwert zu lockern«, sagte er. »Das läßt erkennen, daß du damit rechnest, es zu gebrauchen.«

»Ach, habe ich das getan?« fragte ich.

»Ja.«

»Tut mir leid.« Ich mußte lächeln.

Gleich darauf fragte ich mich, wie viele Ruderer, die zu-  
meist aus Ar-Station kamen, in diesem Moment wohl die  
Entfernung zu ihren Waffen berechneten, die unter den  
Sitzbänken versteckt waren.

Das Flußtor hob sich. Ich wußte sehr gut, welche Kraft  
dazu erforderlich war.

Aus der Festung drang der Klang von Flöten, Trommeln  
und Kalikas; es war eine langsame, getragene Melodie.

Miles aus Vonda hatte uns natürlich als Vorausschiffe der  
Voskjardschen Flotte angekündigt.

Als wir langsam unter das mächtige Tor glitten, blickte ich  
auf. Ein Gefühl der Beklemmung ließ sich nicht vertreiben,  
mußte ich doch daran denken, wie dieses Tor beim letzten  
Mal herabgesaust war. Es hatte das Schiff, auf dem ich mich  
befand, in zwei Teile zerschmettert.

Nach kurzer Zeit befanden sich die *Tuka*, die *Tais* und die  
*Tina* im inneren Hafenbecken der Festung. Kliomenes war  
von der Mauer heruntergestiegen und wartete auf dem brei-  
ten Steg unweit des eisernen Zugangs zur Festung auf Miles  
aus Vonda. Die *Tuka* warf Leinen über, die von hilfsbereiten  
Händen aufgefangen wurden.

Gut fünfzig Sklavinnen in knappen Gewändern erschie-  
nen und tanzten einen Blütentanz; sie trugen Körbe voller  
Blumen. Beverly oder Florence entdeckte ich nicht in der  
Gruppe. Zweifellos waren sie, wie viele andere Mädchen,  
damit beschäftigt, das Festmahl vorzubereiten.

Nicht ohne Mühe löste ich den Blick von den aufregenden  
Mädchen. Die Tür, die in das Innere der Festung führte, und  
die Außenmauern mußten so schnell wie möglich erobert  
werden.

Die *Tuka* glitt nun an den Innensteg. Die Leinen wurden  
festgemacht. Miles aus Vonda traf Anstalten, an Land zu  
gehen. Kliomenes erwartete ihn. Die Mädchen hörten auf  
zu tanzen; sie griffen in ihre Körbe und streuten Blüten vor  
Miles aus Vonda und den anderen Männern der *Tuka*, die  
nun auf die Reling traten und an Land sprangen.

»Ein Willkommensgruß den Herren!« sangen die Mädchen.

Kliomenes schüttelte Miles aus Vonda die Hand. Aemilianus und seine Männer mußten zur Tür vorrücken und die Festung besetzen.

Nun näherte sich auch die *Tina* dem Steg. Wir warfen die Leinen über. Kaum lagen wir still, sprangen Callimachus, ich und viele andere über die Reling. Callimachus und seine Männer waren für die Außenmauern eingeteilt worden.

»Willkommen, ihr Herren!« sangen die Mädchen.

Aemilianus und seine Leute eilten an verblüfften Piraten vorbei auf die Eisentür zu.

»Halt, halt mal!« rief Kliomenes plötzlich. Er hatte Callimachus und mich entdeckt. »Ihr habt Verräter in euren Reihen!« rief er. Im nächsten Moment lag schon Miles' Schwert an seiner Kehle.

»Befehl deinen Leuten, die Waffen niederzulegen!« forderte Miles aus Vonda. Schon war auch mein Schwert auf Kliomenes gerichtet, während zwei von unseren Männern seine Arme festhielten. Sklavinnen schrien durcheinander. Blumenkörbe fielen auf das Holz des Stegs. »Werft die Waffen fort!« rief Miles aus Vonda den Piraten auf dem Steg zu, »sonst seid ihr so gut wie tot!«

»Legt die Waffen nieder!« befahl Kliomenes heiser. Gefolgt von einer ganzen Horde, verschwand Aemilianus hinter der Eisentür. Gleich darauf war Gebrüll zu hören, das Klirren von Stahl, das Getrappel von Stiefeln. Callimachus eilte die Treppen zu den Mauern empor. Zwei Piraten stürzten von einem Wehrgang ins Wasser des Innenbeckens. Ein Pirat sprang an mir vorbei und hastete den Steg entlang. Ich folgte ihm. Doch schon legte vor ihm ein weiteres Schiff am Rand des Steges an.

»Die *Tais*!« rief der Pirat. Vor ihm sprangen Männer über die Reling, und er warf sein Schwert fort. Ich eilte an der Gruppe vorbei auf die Mauertreppe zu. Kein Pirat durfte entkommen. Ich hastete die Stufen empor. Oben auf der

Mauer wurde heftig gekämpft. Ich stieß einen Gegner in die Tiefe und erledigte einen zweiten, der eben durch eine Schießscharte nach draußen klettern wollte.

Besorgt entdeckte ich Männer im Wasser, im Innenbeken. Sie schwammen auf das große Tor zu. Ich kämpfte mich zum westlichen Torturm vor, schlug dem dort wachstehenden Piraten das Schwert aus der Hand, nahm ihn in den Schwitzkasten und legte ihm die Klinge vor die Kehle. Dann schob ich ihn auf den Innenbalkon, der sich über dem großen Raum der Torwinde befand.

»Du befiehlst jetzt, daß das Tor geschlossen wird, und zwar im Schnellgang!«

»Laßt das Tor herab!« schrie er. »Geht es frei, geht es frei!« Rufe der Bestürzung hallten unten im Wasser auf. Mit einem ohrenbetäubenden Rasseln und Dröhnen knallte das schwere Tor ins Wasser, und die dicken Gitterstäbe bohrten sich in die unter dem Wasser liegenden Öffnungen.

»Wir ergeben uns!« riefen die Piraten auf der Mauer. Schwerter wurden zu Boden geworfen. Ich brachte meinen Gefangenen zu den anderen. Aus der Höhe der Mauer erblickte ich das Gedränge unserer Männer auf dem Steg, die aus den Laderäumen der *Tuka* und der *Tina* hervorquollen. Die Flotte des Policrates, etwa vierzig Schiffe, war im Osten unterwegs, um eine Verstärkung der Ketten-Verteidiger durch Städte aus dem Osten zu verhindern. Dementsprechend war nur eine kleine Streitmacht unter Kliomenes' Kommando in der Festung zurückgeblieben, zweihundert bis zweihundertfünfzig Mann. Sie hätten die Festung gegen einen frontalen Angriff halten können, doch war der Feind in solcher Zahl erst einmal im Innern, hatten die Verteidiger keine Chance mehr.

Von der Mauerkrone sahen Callimachus und ich Aemilianus aus der Festung kommen. Er blickte zu uns empor und hob das Schwert.

»Wir haben gewonnen«, sagte Callimachus.

»Diese Schlacht«, schränkte ich ein.

»Ja.«

Natürlich gedachten wir über der Festung nicht die Flaggen von Port Cos, Victoria oder Ar-Station wehen zu lassen.

11

»Möchtest du dich mir anschließen, mein Freund Miles aus Vonda?« fragte ich.

»Ja«, sagte er.

Es war der Abend unseres Sieges, unserer Eroberung der Piratenfestung.

Ich steckte den schweren Schlüssel in das Türschloß, öffnete und führte den anderen auf einen schmalen Balkon, der, verborgen hinter einem komplizierten Gittermuster, in etwa zwanzig Fuß Höhe um das zentrale Sklavinnenquartier der Anlage herumführte.

Lampen erhellten den weiten Raum.

Durch das Gewirr der Trennstäbe beobachteten wir die Mädchen; der Balkon war so angelegt, daß Beobachter von unten nicht zu bemerken waren.

»Ja«, sagte ich leise, »sie ist wunderschön.«

Mir war natürlich aufgefallen, daß Miles aus Vonda den Blick von einer bestimmten Sklavin nicht losreißen konnte. Sie saß an der gegenüberliegenden Wand und hatte die Hände auf die Knie gelegt. Ihr kastanienbraunes Haar schimmerte. Sie trug ihren Kragen und einen knappen gelben Stoffetzen. Sie war die ehemalige Lady Florence aus Vonda, inzwischen einfache Sklavin.

Ich bemerkte, daß Miles die Fäuste ballte.

»Wenn wir Erfolg haben«, sagte ich, »wird sie zweifellos mit den anderen an die Männer verteilt. Da du bis jetzt bei unserer Aktion eine wichtige Rolle gespielt hast, darfst du vielleicht hoffen, daß sie dir als Beuteanteil zugeordnet wird.«

»Wenn ich sie noch will«, sagte Miles aus Vonda leicht-

hin. »Wie ich sehe, gibt es zahlreiche andere Sklavinnen, die nicht minder schön sind.«

Ich mußte lächeln. Gedachte Miles mir seine Zuneigung zu einer einfachen Sklavin zu verheimlichen? Für mich lag auf der Hand, daß er sie anbetete. Ich bezweifelte nicht, daß er für sie sterben würde.

»Mir will scheinen«, sagte Miles aus Vonda nach einem Blick auf mich, »daß auch du eine dieser Sklavinnen von besonderem Reiz findest.«

»Es gibt da mehrere, die mir angenehm auffallen«, räumte ich ein.

»Was ist mit der hübschen kleinen Brünetten dort?«

»Welche meinst du?«

»Die dort«, sagte er und deutete auf ein Mädchen in einer ungemein kurzen roten Tunika nahe der anderen Wand.

»Sie?« fragte ich.

»Ja.«

Ich zuckte die Achseln. Nicht unmöglich, daß mein Blick sich mehr als einmal auf sie gerichtet hatte.

Lola und Shirley befanden sich ebenfalls unter den Sklavinnen; sie standen unter Befehl, niemandem gegenüber zu erwähnen, daß sich ein gewisser Jason aus Victoria in der Festung befand.

So hatte ich von dieser Stelle schon vor einigen Stunden beobachten können, wie Lola sich zornig auf die Brünette in der roten Tunika stürzte. »Du hast mich verkauft!« rief sie. »Jetzt trägst du ebenfalls den Kragen!« Entsetzt hatte sich die Brünette an die Wand gekauert, wo sie auch jetzt noch saß. Lola hatte es mit ihrer Rache aber nicht zu weit getrieben; sie wußte, daß sie sonst bestraft worden wäre. Jedenfalls hatte das brünette Mädchen Angst vor der anderen, und das gefiel mir. Ich lächelte. Es gab da einen anderen Menschen, den sie bald fürchten würde, einen Mann, der ihr Herr sein würde.

»Wie schön doch Sklavinnen sind!« sagte Miles aus Vonda seufzend.

»Ja.«

»Ich zähle neunundachtzig«, fuhr mein Begleiter fort, »einschließlich der beiden, die wir am Bug der *Tuka* und *Tina* mitbrachten.«

»Richtig. Es sind alle hier – aus allen Zellen und Nischen der Festung.«

Miles aus Vonda und ich ließen unsere Blicke durch den weiten Raum schweifen.

»Das Fest heute abend«, sagte Miles schließlich, »wäre sicher angenehmer, wenn die Mädchen da uns bedient hätten.«

»Wir müssen ihrer zunächst entsagen«, antwortete ich. »Männerarbeit erwartet uns.«

»Wann wird Ragnar Voskjards Flotte deiner Schätzung nach vor der Festung eintreffen?« fragte er.

»Morgen.«

## 12

»Es müssen mindestens fünfzig Schiffe im Kanal stehen«, sagte Callimachus und ließ das Glas der Häuserbauer zuschnappen.

»Bring Kliomenes auf die Mauer!« befahl ich. »Er soll schön angekleidet sein, damit er seine Freunde aus dem Westen begrüßen kann. Gewiß gibt es in der Mannschaft Reginalds einige Männer, die ihn kennen, gar nicht zu reden von Reginald selbst.«

»Jawohl, Jason«, sagte der Angesprochene und verließ im Laufschrift die Mauer. Kliomenes hatte einen großen Teil des gestrigen Tages und die Nacht an der Torwinde verbracht, dabei hatten ihm etliche andere Piraten Gesellschaft geleistet. Sein Auftritt auf der Mauer, das hofften Callimachus und ich, würde bei der anrückenden Flotte Mißtrauen gar nicht erst aufkommen lassen.

»Wie viele Schiffe passen in das Innenbecken?« wollte ein Mann wissen.



»Bestimmt fünfzig oder mehr«, antwortete Callimachus. »Aber ich glaube nicht, daß so viele in die Festung einfahren werden.«

Die *Tuka*, und *Tina* und die *Tais* hatten das Becken bereits wieder verlassen.

»Sind das Tassa-Pulver und die Willkommenskelche bereit?« fragte Callimachus.

»Ja, Kapitän«, antwortete ein Mann ernst, »aber es ist viel zu wenig für so viele.«

»Die Verliese der Festung sind vorbereitet?« wandte sich Callimachus an einen seiner Offiziere.

»Jawohl, Kapitän«, antwortete der Mann.

»Die Flotte rückt vor«, meldete jemand. »Die Erkennungssignale werden aufgezo-

gen.«

»Antwortet mit dem Willkommenszeichen!« befahl Callimachus.

»Jawohl, Kapitän«, erwiderte ein Mann und gab einen Befehl.

»Sind die Feuerkrüge bereit?« erkundigte sich Callimachus.

»Sowohl hier auf den Mauern als auch an der Zufahrt, Kapitän«, erwiderte ein Mann.

Schmale gelbe Dreieckswimpel stiegen auf und begrüßten die Ankommenden.

Eine Brandbombe wurde von einem der vorderen Schiffe in die Luft katapultiert und zog einen braunen Rauchstreifen hinter sich her. In schönem Bogen stieg das Geschöß empor und stürzte dann in die Sümpfe, die sich zu beiden Seiten des Kanals erstreckten.

»Signal erwidern!« befahl Callimachus.

Gleich darauf stieg zur Antwort eine Rauchbombe von der Festung empor, beschrieb einen anmutigen Bogen, verharrte einen Moment lang und stürzte irgendwo ab.

Wir beobachteten die Ruder der näherkommenden Schiffe. Sie ließen keinerlei Zögern erkennen.

»Sie nähern sich zuversichtlich«, sagte jemand.

»Gut«, antwortete Callimachus.

Dicht neben uns rasselte eine Kette; Kliomenes, der um die Füße eine Metallfessel trug, wurde auf den Wehrgang geschoben. Er trug eine scharlachrote Robe. Auf dem Kopf saß ein quastenverziertes gelbes Barett. »Lächle, Kliomenes!« sagte ich aufmunternd. Er verkniff das Gesicht. Die Spitze meines Dolches lag an seinem Rücken.

Schon befand sich die erste Galeere in unmittelbarer Nähe des Flußtors. Auf unser Betreiben erstieg Kliomenes eine Erhöhung hinter der Brustwehr, um von unten besser gesehen zu werden. Armbrustpfeile waren auf seinen Rücken gerichtet. Er lächelte. Er hob die Hand und winkte. Ich nahm nicht an, daß wir ihn töten mußten, wenigstens nicht sofort. Von den Vorderkastellen und Decks der anfahren- den Galeeren waren seine Fußfesseln nicht zu sehen.

Aus der Deckung der Brustwehr schaute ich mir das Vorderkastell der ersten Galeere an. Drei Männer standen darauf. Nur von einem wußte ich sicher, daß ich ihn kannte, und er trug interessanterweise eine Maske. Trotz seiner Verkleidung war er mir auf seine Weise nicht unbekannt. Ich war ihm spätnachts im Hafen von Victoria begegnet. Er hatte mich töten wollen. Dieser Mann war der echte Kurier Ragnar Voskjards. Die anderen beiden Männer trugen Kapitänskleidung. Keiner der beiden schien jene Aura der Macht oder zumindest jenes Selbstbewußtsein zu besitzen, das ich von einem Ragnar Voskjard erwartet hätte. Voskjard war also wohl gar nicht bei seiner Flotte. Schon vorher hatte ich vermutet, daß die Schiffe nicht unter Voskjards Kommando standen, sondern unter dem eines Rädelsführers; Voskjard selbst war in seiner Festung geblieben, um sich nicht mit einem so alltäglichen Kampf zu belasten, dessen Ausgang doch von vornherein feststand.

»Wer ist das da auf dem Deck des Vorderkastells?« wandte ich mich an Kliomenes.

»Reginald«, antwortete dieser, »ehemals Kapitän der *Tamira*.«

»Wer noch?« Ich hatte Reginald noch nicht von Angesicht gesehen, wenn ich mich auch schon auf seinem Schiff befunden hatte. Er schien mir ein großer, beeindruckender Mann zu sein.

»Der Kurier Ragnar Voskjards«, fuhr Kliomenes fort. »Damit meine ich den Maskierten.«

»Und der andere?« wollte ich wissen.

»Den kenne ich nicht«, antwortete Kliomenes.

»Ist es Ragnar Voskjard?«

»Ich glaube nicht.«

Reginald rief etwas zu Kliomenes empor. Die verabredeten Losungssignale konnten nicht ausgetauscht werden, da die versiegelten Dokumente, in denen alles stand, mit der *Tamira* untergegangen waren und jetzt auf dem Boden des Vosk ruhten. Natürlich fand sich Kliomenes, im Schußfeld der Armbrüste, bemüßigt, diese Erklärung zu akzeptieren. Außerdem waren unter den gegebenen Umständen Lösungsworte sicher nicht erforderlich. Reginald war persönlich anwesend. Er war selbst schon in der Festung gewesen, bei Policrates und Kliomenes.

Wir gaben Befehl, und das schwere Tor wurde angehoben. Diesmal aber mühten sich Piraten an der Winde. Ich bedauerte, daß Kliomenes nicht mit ihnen schwitzen konnte. Der dritte Mann auf dem Vorderkastell der ersten Galeere, das erfuhren wir nun, war Alcibron, der ehemalige Kommandant der *Tuka*. Nur gut, daß wir dieses Schiff (wie auch die *Tina* und die *Tais*) aus dem Festungsbecken entfernt hatten. Alcibron – und vielleicht nicht nur er – hätte sie bestimmt sofort erkannt und zum Rückzug geblasen. Unsere Falle hätte dann nutzlos zugeschnappt. Noch etwas anderes, das einmal Alcibron gehört hatte, befand sich in der Nähe, ein Mädchen, das ich ihm fortgenommen und zu meiner Sklavin gemacht hatte. Sie, Lola, wurde mit Shirley, einer anderen Sklavin aus meinem Besitz, in der Festung gehalten. Diese Mädchen, ebenso wie die kastanienbraune Schönheit, für die sich Miles aus Vonda interessierte, und

die kleine Brünnette, an der ich ein gewisses Interesse zeigte, wußten nicht, was aus ihnen werden würde. Und das war ganz richtig so, denn sie waren Sklavinnen.

Ich sah die führende Galeere am Steg hinter der Festungsmauer anlegen, auf der anderen Seite des Innenbeckens. Leinen wurden vertäut. Piraten kamen an Land.

»Es wird dir niemals gelingen!« fauchte Kliomenes.

»Tritt zurück«, befahl ich, »damit deine Fußfesseln nicht zu sehen sind!«

Er gehorchte!

»Und jetzt lächelst und winkst du«, forderte ich ihn auf.

»Es sei denn, du möchtest sterben.«

Er lächelte und winkte.

Reginald und Alcibron erwiderten die Geste von dem breiten Holzsteg. Der Mann, der einmal der Kurier Ragnar Voskjards gewesen war, schaute sich mißtrauisch um und betrat dann zusammen mit dem anderen die Festung. Drinnen warteten in einem vorbereiteten Raum auf einem langen Tisch zweihundert Kelche voll Wein, mit Tassa-Pulver versetzt. Waren die Piraten erst ahnungslos in der Festung und widmeten sich dem Trinken, wollten wir die Tür verriegeln. Schon wurden andere Schiffe am Steg vertäut, und nachfolgende Einheiten machten an der Bordwand der ersten Reihe fest. Es konnte nicht lange dauern, dann würde das Innenbecken, wenn alles gut ging, voller Schiffe sein. Dann mochte man das Becken überqueren können, indem man von Deck zu Deck sprang. Mehr als zweihundert Piraten waren inzwischen begrüßt und ins Innere der Festung gewiesen worden. Später sollten Schiffbesatzungen in kleineren Gruppen in die Tiefe des Gebäudes gerührt werden, um dort von größeren Gruppen überwältigt und in die Verliesgruben geworfen zu werden, die von den gefangenen Piraten Kliomenes' vorbereitet worden waren.

»Es müssen schon zwanzig Schiffe im Becken liegen«, sagte ich.

»Alles geht gut«, sagte Callimachus.

Plötzlich erschien ein Mann am inneren Eingang der Festung, in der Hand ein blutiges Schwert. Es war der ehemalige Kurier Ragnar Voskjards, dessen Kleidung zerfetzt herabhing.

»Zurück! Zurück!« schrie er. »Dies ist eine Falle!«

Piraten starrten ihn verständnislos an.

»Zurück!« brüllte er. »Zurück!« Schon gab es ein Durcheinander bei den Ruderern. Eine Galeere versuchte zu wenden. Eine andere, die gerade durch das Tor hereinglitt, stieß knirschend mit ihr zusammen. Auf den Schiffsdecks begannen Männer herumzulaufen. Niemand wußte, was los war. Der Mann mit der Maske begann nun schwertschwingend und brüllend von Schiff zu Schiff zu springen und sich dabei dem Außentor zu nähern. Das Geschrei pflanzte sich schnell über das ganze Innenbecken fort, wenn es auch mehr verwirrt als alarmierend klang. Ein weiteres Schiff wollte durch das Tor herein.

»Der Mann darf mir nicht entwischen«, sagte Callimachus ernst. Er hob und senkte die Hand. Dieses Signal wurde unverzüglich an den westlichen Torturm weitergeleitet, und als der Maskierte unten gerade ins Wasser sprang, um zur Durchfahrt zu schwimmen, raste das Tor mit donnerndem Geprassel von Ketten und Gegengewichten, bebend und scharrend herab, krachte halb achtern auf eine Galeere, durchtrennte sie und bohrte sich in die Löcher tief unter Wasser. Der Kurier Ragnar Voskjards hatte keine Fluchtchance mehr.

»Feuerbomben!« rief Callimachus. »Gebt unseren Leuten in den Sümpfen Bescheid! Zieht die Angriffswimpel auf!« Jubelgeschrei tönte von den Mauern. Männer erhoben sich auf den Wehrgängen, entzündeten Luntten aus ölgetränkten Lumpen, die in ölgefüllten Tongefäßen endeten; eine Signalebombe, die roten Rauch verströmte, wurde von einem Mauerkatapult hoch über das Sumpfgebiet geschossen. Rote Angriffsflaggen knatterten im Wind. Tonkugeln, die ganze Flammenseen verbreiteten, platzten auf den Decks

der im Innenbecken festgekeilten Galeeren. Soldaten aus Ar-Station tauchten zu beiden Seiten aus den Sümpfen auf und schleuderten ähnliche Brandgeschosse gegen die Schiffe, die noch im Kanal standen. Unsere Kämpfer stürmten durch die Metalltür der Festung ins Freie, um die Innentage zu besetzen, die das Schiffsbecken säumten. Es kam zu Scharmützeln, sogar auf den brennenden Decks. Unsere Männer strömten von den Mauern herab, um ihren Gefährten zu helfen.

»Behalt diesen Kerl im Auge!« sagte ich zu einem Mann und deutete auf Kliomenes.

»Auf den Bauch, Urt!« befahl der Mann. »Und leg die Hände auf dem Rücken zusammen, damit ich dich fesseln kann.«

Kliomenes gehorchte unverzüglich.

Ich hastete nach unten.

Schon knieten entwaffnete Piraten vor unseren Männern. Ich folgte dem Steg bis zum großen Tor. »Du da!« sagte ich und deutete mit meiner Klinge auf einen Mann. »Komm herauf zu mir und knie nieder!«

Durchnäßt, ohne Waffe, allerdings noch immer maskiert, kam der Kurier Ragnar Voskjards diesem Befehl nach.

Callimachus, der die hohe Mauer ebenfalls verlassen hatte, erschien hinter mir. »In den Sümpfen läuft alles nach Plan. Schiffe stehen in Flammen. Piraten versuchen zu fliehen.« Sein Blick fiel auf den Mann, der unter meiner Schwertspitze kniete. »Du bist also der Kurier Ragnar Voskjards«, sagte er grimmig. »Nun endlich tust du, was dir geziemt: Du kniest vor ehrlichen Männern am Boden.« Er war so zornig, daß ich ihn kaum verstehen konnte und mir Sorgen machte, er würde meinen Gefangenen mit dem Schwert durchbohren. »An ihn oder einen seiner Agenten hat Peggy uns verraten«, fuhr Callimachus fort, »jene verräterische Dirne von der Erde, die Pagasklavin Tasdrons.«

Ich schwieg.

»Wie sollte ich sie wohl bestrafen?« wandte sich Callimachus an mich.

»Wenn sie schuldig ist, steht dir die Wahl frei, denn sie ist Sklavin.«

»Wenn sie schuldig ist?« fragte Callimachus.

»Jenes hübsche Mädchen von der Erde«, sagte ich, »hatten wir absichtlich so plaziert, daß sie von unseren Diskussionen kaum etwas mitbekommen konnte, wenn sie uns bediente. Sie mag zwar geahnt haben, was wir im Schilde führten, doch meine ich, daß sie von den Einzelheiten unseres Planes wenig oder gar nichts wußte.«

»Wer kann es dann gewesen sein?« wollte Callimachus wissen.

»Außerdem glaube ich nicht, daß sie dich verraten würde«, fuhr ich fort, »denn ich meine, daß sie im Grunde ihres Herzens deine Sklavin ist.«

»Unmöglich!« sagte Callimachus.

»Kauf sie Tasdrön ab«, sagte ich, »leg ihr deinen Kragen um, dann wirst du es sehen.«

»Wer kann es dann gewesen sein?«

»Ein anderer.«

»Aber wer?«

»Er«, sagte ich und zog dem Kurier Ragnar Voskjards die Maske vom Gesicht.

Zornig blickte der Mann auf. Sein Gesicht war erstmals entblößt.

»Callisthenes!« rief Callimachus.

»Gewiß«, sagte ich.

»Wie lange weißt du es schon?« wollte Callimachus wissen.

»Ich ahnte es seit einiger Zeit. Er überfiel mich im Hafen von Victoria. Bei meiner Verteidigung verwundete ich ihn. Am gleichen Abend erschien Callisthenes zu unserem Treffen mit einer verletzten Schulter und behauptete, er sei gestürzt. Trotz dieses Umstands und seiner Ähnlichkeit mit dem Kurier Ragnar Voskjards hielt ich es nicht für möglich, daß er der Schuldige sein könnte. Er war dir bestens bekannt, du hattest für ihn gebürgt. Außerdem gehörte er zu

uns und war ein hoher Offizier Port Cos'. Dann wieder wollte mir scheinen, er müsse doch dahinterstecken, denn wir wurden verraten, und es gab nur eine kleine Zahl von Leuten, die von unseren Plänen wußten, und er ähnelte Ragnar Voskjards Kurier und war verwundet. Aber wieder wies ich diese Möglichkeit von mir – wegen seiner Position und des Vertrauens, das du in ihn setztest. Ich kam zu dem Schluß, die Erdensklavin Peggy müsse die Verräterin sein. Sie kam als einzige noch in Frage. Als dann aber die im Süden der Kette postierte Flotte aus Port Cos uns nicht unterstützte, obwohl wir die Hilfe dringend benötigt hätten, verhärtete sich mein Verdacht. Und so mancher fehlende Teil des Puzzles fand plötzlich seinen Platz.«

»Warum hast du nicht mit mir gesprochen?« fragte Callimachus.

»Die Last deines Kommandos ruhte schwer auf dir«, antwortete ich. »Da wäre es wenig dienlich gewesen, dich mit quälenden und unbewiesenen Mutmaßungen zu belasten.«

»Das war klug gehandelt«, sagte Callimachus traurig, »denn zweifellos hätte ich sie zurückgewiesen.«

»An deiner Stelle hätte ich bestimmt nicht anders gehandelt«, beruhigte ich ihn. »Hier und jetzt aber kniet der Beweis vor dir.«

»Was geschah mit den Schiffen aus Port Cos, deiner Flotte?« wandte sich Callimachus an Callisthenes.

»Die sind in Sicherheit«, antwortete der Mann. »Ich führte sie nach Port Cos zurück, unter dem Vorwand, ein Angriff auf die Stadt müsse abgewehrt werden. Dann tat ich, als wollte ich eine Kundschafterfahrt unternehmen, und schloß mich Voskjards Flotte an.«

»Wo ist Voskjard jetzt?« fragte Callimachus.

»Er reist in östlicher Richtung auf dem Fluß, in seinem schwarzen Schiff *Wendiger Tharlarion*. Er gedenkt, mit Polycrates hier in der Festung zusammenzutreffen und dann das Kommando der vereinten Streitkräfte zu übernehmen – und die Herrschaft über den Fluß.«



»Kapitän«, sagte ein Offizier zu Callimachus, »der Kampf in den Sümpfen ist abgeschlossen. Fünfzehn Piratenschiffe sind vernichtet. Zahlreiche Piraten haben wir getötet oder gefangengenommen. Zwölf bis fünfzehn Schiffe konnten fliehen. Einzelne Piraten sind uns überdies in die Sümpfe entwischt.«

»Der Sieg ist unser«, sagte ich zu Callimachus.

»Hätten wir noch mehr Kämpfer zur Verfügung«, antwortete dieser, »könnte unser Sieg noch vollkommener sein.«

»Nicht aufstehen!« sagte ich warnend zu Callisthenes.

Dieser blickte lächelnd zu Callimachus auf. »Vergiß nicht, daß wir Freunde sind, Callimachus!« sagte er. »An der Zuneigung, die ich zu dir empfinde, ändert sich nichts. Als Kinder spielten wir zusammen in Port Cos. Wir waren Offiziere derselben Streitkräfte.«

»Du weinst ja«, sagte ich zu Callimachus.

»Das ist der Wind«, antwortete er und wandte sich an den neben ihm stehenden Offizier. »Callisthenes in Ketten!« befahl er.

Wir blickten Callisthenes nach, der unter Aufsicht des Offiziers von zwei Soldaten abgeführt wurde.

»Wäre es dir lieber, wenn die Sklavin Peggy uns verraten hätte?« fragte ich.

»Nein.«

Das hielt ich für eine interessante Antwort. Allerdings blieb mir wenig Zeit, mich damit zu beschäftigen.

»Die Flotte des Policrates!« rief eine Stimme von der Mauerkrone. »Die Flotte des Policrates steht am Eingang des Kanals!«

»Ruft unsere Kämpfer mitsamt ihren Gefangenen in die Festung!« rief Callimachus.

»Policrates kann die Festung nicht zurückerobern«, sagte ich. »Gegen zehntausend Mann könnten wir sie halten!«

Ich folgte Callimachus die Treppe hinauf zum oberen Wehrgang. Natürlich konnten wir nicht hoffen, Policrates auf ähnliche Weise hereinzulegen wie Alcibron und Regi-

nald und die anderen. Geflohene Piraten hatten ihn bestimmt längst über die jüngsten Ereignisse informiert. Außerdem mußten ihn die im Kanal und in der Festung aufsteigenden Rauchsäulen warnen: Dort brannten noch zahlreiche Schiffe.

Callimachus und ich beobachteten Policrates' Flotte von der Höhe der Mauer aus. Er hatte seine Arbeit im Ostteil des Flusses beendet. Er war zurückgekehrt, um sich mit Vosk-jard zusammenzutun.

»Wir haben von Policrates nichts zu befürchten«, sagte ich.

»Du kennst Policrates nicht«, antwortete er.

### 13

Meine Arme wurden nach hinten gezerrt und zusammengebunden. Die Fesseln, die sich um meine Handgelenke zogen, schnitten tief ins Fleisch.

»Sichert ihn gut!« sagte Policrates.

Ich zuckte zusammen. Mein Rücken streckte sich vor dem Backbord-Scherblatt von Policrates' Flaggschiff. Unwillkürlich schrie ich vor Schmerzen auf. Die Fesseln wurden noch fester zugezogen. Nun wurden auch meine Beine nach hinten gezerrt und an den Fußgelenken mit Seilen gesichert. So hing ich da, vor die Klinge gebunden, und konnte, wenn ich nach rechts schaute, die Backbordreling von Policrates' Flaggschiff ausmachen. Den Kopf in den Nacken legend, sah ich blauen Himmel und Wolken. Nach vorn vermochte ich nicht zu schauen. Auf der anderen Seite des Schiffes wurde Callimachus vermutlich auf ähnliche Weise am dortigen Scherblatt festgebunden.

Policrates hatte ein klares Ultimatum ausgesprochen. Callimachus und ich mußten ihm ausgeliefert werden. Callisthenes, Reginald und Kliomenes waren freizulassen, sonst würde Victoria die Feuer und Schwerter zu spüren bekom-

men. Das wehrlose Victoria, das hatten wir uns geschworen, durfte unter unserem Tun nicht leiden. Gegen den Widerstand Miles' aus Vonda, den wir als Kommandant der Festung zurückließen, hatten wir uns ergeben.

»Wenden!« hörte ich Policrates seinen Steuerleuten zurufen. Ich spürte, wie sich mein Körper mit der Klinge bewegte, als das Schiff im Kanal zu drehen begann.

»Du kannst zwar nicht nach vorn schauen, aber sicher hören«, sagte eine Stimme von der Backbordreling.

Ich blickte nach rechts oben. Dort stand Policrates.

»Ich hege die Hoffnung«, fuhr er fort, »daß es zu einem Kampf kommt.«

»Wo liegt dein Ziel, Kapitän?« fragte ich.

»In Victoria«, antwortete er.

Von Zorn überwältigt, begann ich mich aufzubäumen. Doch schon spürte ich Blut an der Klinge hinablaufen und stellte meine Bemühungen stöhnend wieder ein.

Er lachte und wandte sich von der Reling ab.

Bedrückt, voller Zorn, reglos lag ich auf der Klinge. Ich spürte den schmalen harten Stahl im Rücken. Die Fesseln saßen fest. Ich spürte die Bewegung des Schiffes. Ich sah den blauen Himmel und die Wolken. Ich war völlig hilflos.

## 14

In meiner Position auf dem großen gekrümmten Scherblatt vermochte ich außer dem Himmel nicht viel zu sehen. Allerdings hörte ich ein anderes Schiff in der Nähe.

»Es ist der *Wendige Tharlarion!*« rief eine Stimme. Wir mußten uns bereits in der Nähe Victorias befinden. Der *Wendige Tharlarion*, das wußte ich, war Ragnar Voskjards ureigenstes Schiff. Er kam von Westen den Fluß herauf, um mit seiner Flotte und den Einheiten des Policrates zusammenzutreffen. Diese Zusammenkunft hatte ursprünglich in Poli-

crates' Festung stattfinden sollen. Nun waren an der Kanal­mündung Kundschafterschiffe zurückgeblieben, um ihn nach Victoria umzuleiten.

»Du bist Policrates?« hörte ich einen Ruf.

»Ja!« antwortete Policrates.

»Er ist es, es ist Policrates«, meldete sich eine andere Stimme rechts über mir. Es war die Stimme Reginalds, der beide Männer kannte.

»Wo sind meine Schiffe?« fragte die erste Stimme, die, links von mir ertönte. Wut schwang in dieser Stimme. Erst vor kurzem – vermutlich erst in den letzten Ahn – hatte Voskjard von dem Schicksal so vieler Schiffe seiner Flotte erfahren. Dem mächtigen Voskjard waren erheblich die Flügel gestutzt worden. Von seinen ursprünglichen drei Flotten, die hundertundfünfzig bis hundertundsechzig Schiffe umfassen mochten, blieben ihm nun weniger als zwanzig. Es würde Zeit kosten, die alte Macht am Fluß zurückzugewinnen.

»Frag den Vosk und deine Kapitäne, diesen traurigen Haufen«, antwortete Policrates.

»Willst du mich herausfordern, Kapitän?« fragte die Stimme von links.

»Das kannst du sehen, wie du willst«, antwortete Policrates.

»Wie kommt es, daß meine Schiffe nicht unterstützt wurden?« wollte die Stimme von links wissen.

»Ich habe meinen Teil getan«, antwortete Policrates. »Ich verteidigte den östlichen Teil des Flusses und hielt damit die gemachten Zusagen.«

»Keines deiner Schiffe hat auch nur einen Kratzer abbekommen«, klagte die andere Stimme.

»Die Leute wußten eben, daß der Kampf gegen mich sinnlos sein würde«, entgegnete Policrates. »Allein meine Gegenwart schützte deine Flanke.«

»In deiner Festung gerieten meine Leute in einen Hinterhalt!« rief die Stimme von links.

»Ich war nicht dabei«, wandte Policrates ein. »Hier war List im Spiel. Meine Leute wurden getäuscht.«

»Deine Leute sind töricht!«

»Das gleiche gilt folglich für die deinen, die in die Festung einführen wie Verr, die sich freiwillig in ein Gehege treiben lassen.«

»Wie kommt es dann, daß die Losungsworte bekannt waren?« wollte die Stimme von links wissen.

»Das weiß ich nicht!« rief Reginald. »Von mir können sie nicht kommen. Die *Tamira* ist gesunken. Und zwar an der Kette. Ich hatte noch Glück, daß ich mit dem Leben davongam.«

»Zwei Männer, die mit dieser schlimmen Angelegenheit zu tun haben«, sagte Policrates, »hängen jetzt nackt und hilflos auf unseren Scherblättern.«

»Gut«, sagte die Stimme von links. »Ich werde dafür sorgen, daß sie für ihre Mühen ausgiebig entschädigt werden – ganz nach meinem Belieben.« Die Stimme klang schon etwas ruhiger, und ich spürte Blicke auf mir ruhen.

»Es sind *meine* Gefangenen«, stellte Policrates fest. »Mit ihnen tue ich, was mir gefällt.«

»Wie du willst«, sagte die Stimme links von mir. Ich erkannte, daß Policrates seine Rache an Callimachus und mir persönlich vollziehen wollte. Wir waren ihm sehr wichtig. Er hatte nicht die Absicht, uns einem anderen zu überlassen. Ich wagte mir nicht vorzustellen, was er uns antun wollte.

»Übergib mir jetzt die Kommandoflaggen!« rief die Stimme von links.

»*Ich* bin der führende Mann am Fluß«, sagte Policrates.

»Ich bin Ragnar Voskjard!« rief die Stimme von links.

»Und ich Policrates!«

»Ich bin der erste Mann am Fluß!«

»Du hast höchstens noch zwanzig Schiffe. Ich verfüge über vierzig!«

»Wir haben einen Vertrag!« rief Ragnar Voskjard. »Das

Versprechen, das wir uns im Schatten des Topases gegeben haben.«

»Ich habe die Bedingungen dieses Vertrages geändert, mein guter Kapitän«, sagte Policrates.

»Mit welchem Recht?«

»Mit dem Recht meiner vierzig Schiffe.«

»Ich werde mich in meine Festung zurückziehen.«

»Tu das, wenn es dir gefällt«, sagte Policrates.

»Ich bin nicht auf dem Fluß nach Osten gefahren, um mit leeren Schatztruhen zurückzukehren.«

»In Victoria gibt es für uns alle mehr als genug«, äußerte Policrates.

»Dann werde ich mich dir anschließen.«

»Ich bin der führende Mann am Fluß«, sagte Policrates. »Solltest du das bestreiten wollen, werden wir es auskämpfen, Schiff um Schiff.«

»Ich gedenke es nicht zu bestreiten«, sagte Ragnar Voskjard verbittert.

»Dann bin ich der führende Mann am Fluß«, sagte Policrates.

»Ja«, erwiderte Ragnar Voskjard bitter, »du bist der erste Mann am Fluß.«

## 15

»Es ist ruhig«, sagte Kliomenes.

Er stand auf einer Pier in Victoria, links von der Klinge, auf der ich festgebunden war. Das Schiff wurde soeben vertäut.

»Wie erwartet«, sagte Policrates, der neben ihm erschien. Piraten verließen das Flaggschiff und strömten an den beiden vorbei. Ich hörte witzige Bemerkungen über die Frauen von Victoria, die den Piraten in dieser Nacht erliegen würden.

»Kein Alarmschlag ist zu hören, nicht einmal das«, sagte Reginald, der ehemalige Kapitän der *Tamira*.

Zahlreiche andere Schiffe näherten sich den Kaianlagen der Stadt und wurden festgemacht.

»Eigentlich müßten die Leute mit Geschenken und ihren bekränzten Töchtern singend zum Hafen kommen, um uns gnädig zu stimmen«, sagte Callisthenes.

»Aber selbst davor haben sie Angst«, sagte Policrates.

Ich begann mich auf der Scherklinge zu winden und spürte gleich darauf wieder frisches Blut am Rücken. Im nächsten Moment wurde mir eine Schwertspitze an die Flanke gehalten.

»Zappele nicht herum«, sagte Policrates. Ich hatte die Fäuste geballt. Die engen Fesseln an meinen Hand- und Fußgelenken fühlten sich ausgesprochen heiß an. Am blauen Himmel über mir zog eine Voskmöwe ihre Kreise. Ohnmächtig ballte ich die Fäuste.

»Das ist schon besser«, sagte Policrates und nahm die Klinge fort. »Leider sind wir nicht auf Widerstand gestoßen. Es wäre sicher hübsch gewesen, dich bei einem Kampf gegen andere Schiffe auf deinem Scherblatt zu beobachten. Heute abend darfst du vielleicht unseren frisch eroberten Sklavinnen Wein kredenzen. Und wenn wir morgen einige Marinemanöver durchführen, ist es dir vielleicht gestattet, an deinen Posten auf dem Scherblatt zurückzukehren.« Ich hörte, wie Policrates und einige andere sich abwandten.

»Es ist still«, sagte Kliomenes nervös.

»Ich hatte gehofft, daß es Widerstand gibt«, meinte Callisthenes.

»In Victoria sind wir noch nie auf Widerstand gestoßen«, sagte Kliomenes. »Allerdings ist es auch nie so still gewesen.«

»Und nie zuvor«, bemerkte Callisthenes, »hatten die Feiglinge Victorias soviel Grund für ihre Angst. Wenn die Stadt ausgeräubert ist, wird Policrates sie niederbrennen lassen.«

»Als heilsame Lektion für alle anderen Städte am Fluß«, bestätigte Kliomenes.

»Ja.«

»Schließen wir uns Policrates an!« sagte Kliomenes.

Ich hörte, wie die beiden die Reling des vertäuten Schiffes verließen und über die Pier zum Hafen gingen. Endlich war ich allein. Zornestränen stiegen mir in die Augen, und ich bäumte mich in den Fesseln auf. Blut lief mir über den Rücken. Ich vermochte einige Zoll weit an der Klinge abwärts zu rutschen, kam aber nicht frei. Von meinen Häschern beobachtet, hätte ich mich nie so heftig bewegen können, doch jetzt hoffte ich die Fesseln etwas lockern zu können. Sie bestanden nicht aus Bindefaser, vielmehr waren, es einfache Seile, verknotet von Männern, die keine Erfahrung als Krieger oder Wächter hatten. Überdies war ich kräftig. Und das Metall hinten an der Klinge war zwar nicht messerscharf, aber schmal und rechteckig. Wenn ich genug Zeit hatte, konnte ich vielleicht freikommen. Aber nach kurzer Zeit mußte ich mein Bemühen verzweifelt aufgeben. Es war hoffnungslos. Ich war schweißbedeckt. Aus der Rückenwunde hatte ich schon viel Blut verloren und fürchtete zu verbluten.

Allerdings hing ich nun ein Stück tiefer an der Klinge. Wenn ich den Kopf hob und mühsam verdrehte, konnte ich bis zur Hafenstraße hinüberblicken. Dort, etwa hundert Meter vom Büro des Pierverwalters entfernt, hatten sich die Piraten versammelt, um ihren Angriff auf die Stadt zu beginnen. Die breite Fläche zwischen dem Hafenbecken und den ersten Häusern war leer. Der Hafen Victorias schien verlassen zu sein. Offenbar war die ganze Stadt verlassen worden, dem Zorn der rachedurstigen Flußpiraten ausgeliefert.



»Jungs, habt ihr Lust auf teure Weine und köstliche Leckereien?« rief Policrates.

»Ja, Kapitän!« brüllte ein Mann.

»Habt ihr Lust auf schön gegerbtes Leder und kostbar gewebte Stoffe?«

»Ja, Kapitän!«

»Habt ihr Lust auf mehr Gold, Silber und Edelsteine, als ihr überhaupt verwenden könnt?«

»Ja, Kapitän!«

»Habt ihr Lust auf gutgebaute Sklavinnen, die ihr zu eurem Vergnügen erziehen wollt?« fragte Policrates.

»Ja, ja, Kapitän!« riefen Hunderte von Männern. Ich hörte, wie Waffen gezogen und aneinandergeschlagen wurden.

»Dann nehmt euch Victoria!« rief Policrates. »Die Stadt gehört euch!«

In diesem Moment begann auf dem Dach des Fachwerkhäuses, in dem sich das Büro des Hafenmeisters befand, die Alarmstange zu erklingen. Ein einzelner Mann stand auf dem Dach und schlug mit einem riesigen Hammer dagegen. Überrascht und verwirrt fuhren die Piraten herum. Beinahe im gleichen Augenblick stürmten aus den scheinbar verlassenen Gebäuden am Hafen die erzürnten Bürger Victorias hervor, brüllend, hastend, eine unglaubliche Sammlung von Ketten, Werkzeugen und Waffen schwingend. Bogenschützen erschienen auf Dächern. Ganze Pfeilsalven sirrten wie dunkler, waagerechter Hagel über die Köpfe der angreifenden Bürger und bohrten sich in die verwirrte, urplötzlich ins Wanken geratende Masse der Piraten am Beginn der Pieranlagen. Im nächsten Moment trafen die angreifenden Bürger wie galoppierende gehörnte Kailiauk, wie unlenkbare, in Panik ausgebrochene Bosk, Piken und Speere waagerecht stellend, Ketten schwingend, Schwerter, Bootshaken, Äxte und Schaufeln schwingend, auf die erstarrt dastehenden, verwirrten Reihen der Piraten.

»Kämpft!« hörte ich Policrates brüllen. »Kämpft!«

Ein Pirat wurde mit einer Kette erwürgt. Eine herumwirbelnde Kette erschlug einen zweiten stoppelbärtigen Burschen von den Schiffen. Piken fanden ihr Ziel. Ein Pirat stürzte über den Körper eines anderen, der von einem Pfeil niedergestreckt worden war. Ein erzürnter Bürger hieb mit einem scharfen Bootshaken um sich und streckte damit so manchen Gegner nieder. Andere gingen geschickt mit Schwertern vor. Die Bogenschützen hatten die Dächer verlassen, um sich in den Kampf zu stürzen und sich ihre Ziele aus unmittelbarer Nähe zu suchen. Fünf Piraten wurden vom Rand des Hafenbeckens ins Wasser gestoßen. Immer neue Victorianer erschienen aus Gassen und Bauwerken weiter unten am Hafen und griffen mit Speeren und Schwertern in den Kampf ein.

»Kämpft!« brüllte ich. »Kämpft für Victoria!«

»Wehrt euch!« kreischte Policrates.

Ein Dutzend Piraten machte kehrt und lief zu den Schiffen zurück.

Ich bäumte mich an der Scherklinge auf. Mit hektischen Bewegungen versuchte ich mich zu befreien. Aber ich war hilflos. Goreaner hatten mich gefesselt, zwar nicht sonderlich fachmännisch, aber mit großer Festigkeit.

»Bleibt, haltet die Stellung!« hörte ich Policrates rufen. Ich sah, wie er einen Schwerthieb gegen den Rücken eines Piraten führte, der vom Ort des Geschehens hatte fliehen wollen. »Bleibt hier! Kämpft!«

Ein weiteres Dutzend Piraten machte kehrt und lief auf die Schiffe zu. Und ein weiteres Dutzend!

»Rückzug!« rief Policrates. »Zurück auf die Schiffe!«

»Zurück auf die Schiffe!« brüllte auch Ragnar Voskjard, ein Ruf, der von Kliomenes und Callisthenes aufgegriffen wurde.

Männer eilten an mir vorbei. Einige waren verwundet. Schwerter durchtrennten Haltetaue. Ich spürte, wie sich Policrates' Flaggschiff im Wasser bewegte. Nun wurde bereits

auf der Pier gekämpft. Hinter mir sprangen Männer an Bord. Ob auf diese Weise eine Besatzung zusammenkommen würde, war mir unklar. Policrates, gefolgt von Kliomenes und Callisthenes, hastete an mir vorbei, sprang gegen die Bordwand und kletterte über die Reling. »Abstoßen mit Bootshaken!« befahl Policrates. »Ruder ausfahren!« Das Piratenschiff, das links von mir, auf der anderen Seite der Pier, festgemacht war, löste sich ebenfalls aus seiner Position. Wir glitten von der Pier fort. Ein Mann, der noch an Bord springen wollte, verfehlte die Reling und fiel ins Wasser. Sofort wurde er von Aalen angegriffen und hauchte zappelnd und schreiend sein Leben aus. Im Wasser unter mir wimmelte es von Aalen. Das Blut, das von meinem Rücken heruntertropfte, mußte die Tiere angelockt haben.

Auf den Piers drängten sich Männer. Piraten stürzten ins Wasser. Andere, die weit genug hinten standen, um zu fliehen, machten kehrt und eilten auf die Schiffe zu. Einige hasteten an mir vorbei und sprangen offenbar auf Ruder, in der Hoffnung, sich festhalten und daran hochklettern zu können. »Behindert die Ruder nicht!« rief Policrates. Ich hörte, wie hinter mir ein Körper ins Wasser glitt. Im gleichen Moment hatte sich das Schiff von der Pier gelöst. Ich sah Piraten, die die Waffen fortwarfen und am Kai niederknieten. In den Reihen der Victorianer wurde gejubelt.

»Gut gemacht, Leute!« rief ich. »Gut gemacht!«

»Wir kommen wieder!« brüllte Policrates zum Land hinüber. »Von uns werdet ihr noch hören. Wir kommen wieder, ihr Sleen! Wir kommen wieder!«

Im nächsten Moment prallte das Heck des Schiffes gegen eine andere Piratengaleere, die aus dem Gedränge freizukommen versuchte. »Schafft den Idioten aus dem Weg!« kreischte Policrates. Pfeile, die mit öldurchtränkten, brennenden Lumpen umwickelt waren, trafen das Schiff. Unser Bug bewegte sich ruckhaft zur Seite. Unter mir ringelten sich Aale im Wasser.

»Ruder rückwärts!« kreischte Policrates, und Kliomenes

wiederholte das Kommando. »Feuer löschen!« forderte Callisthenes. Wieder stieß unser Heck knirschend mit einem anderen Piratenschiff zusammen. Blut strömte die Klinge hinab, vor der ich hing, doch merkte ich in meiner Begeisterung kaum etwas davon.

»Gut gemacht, Leute!« rief ich den Männern Victorias zu und spürte wenig von den Schmerzen im Rücken oder an den Bein- und Fußgelenken. Dann plötzlich durchbrach ein etwa vier Fuß langer und zehn Pfund schwerer Körper die Wasseroberfläche und sprang empor. Ich spürte die Kiefer zuschnappen und an dem Scherblatt entlangscharren. Und ringelnd fiel das Gebilde wieder ins Wasser. Das Blut erregte die Aale. Erneut versuchte ich mich zu befreien und zerrte heftig an den Fesseln, versuchte sie an der Rückseite der Klinge entlangzuschaben.

Urplötzlich war ich aufgeschreckt. Meine Mühen hatten nichts anderes bewirkt, als daß ich einige Zoll an der Klinge abwärts gerutscht war. Nun fürchtete ich, in die Reichweite der springenden Aale zu geraten. Ich versuchte mich an der Klinge wieder aufwärts zu bewegen. Arme und Beine gegen das Klingenmetall drückend, konnte ich in meine ursprüngliche Position zurückkehren, aber nicht weiter, denn meine Fußfesseln verfangen sich an der Unterkante der Klingenthalterung. So war es ungemein schmerzhaft und schwierig, sich oben an der Klinge zu halten.

Ich schwitzte vor Angst. Im nächsten Moment ruckte Policrates' Flaggschiff, das erneut gegen ein anderes Schiff prallte, zur Seite, und ich rutschte an der Klinge wieder abwärts. Meine Füße, die zu beiden Seiten des Metalls zurückgebunden worden waren, befanden sich kaum noch einen Fuß über dem Wasser. Entsetzt versuchte ich wieder hochzusteigen, doch die Fesseln hielten mich diesmal fest.

Wieder spürte ich einen spitzen Biß am Bein: Einer der unangenehmen Aale versuchte seine Beute zu finden. Und wieder kämpfte ich mich zollweise an der Klinge höher.

Draußen auf den Fluß hinaus würden uns die Aale vermutlich nicht folgen.

Plötzlich ging mir auf, daß ich vielleicht nur noch wenige Augenblicke Zeit hatte, ehe das Schiff in die Flußströmung zurückkehrte. Jäh ließ ich mich an der Klinge hinabrutschen. »Habt ihr Hunger, kleine Freunde?« fragte ich. »Riecht ihr Schweiß und Angst? Erregt euch das Blut? Springt zu, ihr kleinen Brüder! Tut mir einen Gefallen.« Ich betrachtete mehrere kleine, spitz zulaufende Köpfe, die aus dem Wasser ragten und deren Augen wie mattschwarz wirkten. »Kostet das Blut!« ermutigte ich sie, schob mich gegen die Klinge zurück und versuchte meine Knöchel am Stahl zu schaben.

Ich wußte, daß die Kiefer dieser Aale, wenn sie richtig zubissen, ein großes Stück Fleisch aus einem Menschen herausreißen konnten. Außerdem war mir bekannt, daß der Aal seine Nahrung selten außerhalb des Wassers sucht, daß solche zuschnappenden Bisse vermutlich schwer ihr Ziel finden würden. Mehr als ein Aal hatte bei seinen Attacken bereits die Klinge und nicht meinen Körper getroffen; vielleicht bezogen sich die Angriffe ohnehin nur auf die Stelle, an der das Blut ins Wasser tröpfelte.

Das Wasser unter mir schäumte förmlich vor zuckenden, sich windenden Leibern. Das Schiff bewegte sich einen Meter rückwärts. »Helft mir schnell, ihr kleinen Freunde!« flehte ich. »Die Zeit wird knapp!« Plötzlich fuhr peitschend ein großer Aal aus dem Wasser und zerrte an der Seite meines zerschundenen Beins. Ich fühlte die Zähne des zur Seite geneigten Kopfes an der Wade entlangschaben. Und schon fiel das Tier ins Wasser zurück. »Gut, gut!« rief ich. »Beinahe hättest du es geschafft! Versuch's noch einmal, du großer Bursche!«

Ich beobachtete das Wasser, schaute zu, wie das Wesen im Wasser herumwirbelte und offenbar erneut das Ziel anpeilte. Mein linker Knöchel, den ich mir an der Hinterkante der Klinge absichtlich zerschnitten hatte, blutete – und die-

ses Blut sickerte in die verknöteten Seile meiner Fesseln. Mit dem geringen Spiel, das die engen Fesseln mir ließen, mußte ich auskommen. Beinahe zu schnell, um es wahrzunehmen, sah ich den Aal wieder aus dem Wasser springen. So gut wie möglich schob ich dem Tier meinen Knöchel hin. Dann schrie ich vor Schmerzen auf. Das Gewicht des peitschenden, reißennden Fisches mußte etwa zwanzig Pfund betragen haben. Das Tier war ungefähr sieben Fuß lang. Schreiend legte ich den Kopf in den Nacken. Mein linkes Fußgelenk steckte zwischen den Kiefern des Geschöpfes. Nadelscharfe Zähne bissen zu. Ich fürchtete, schon den Fuß zu verlieren, doch die dicken Seile, die zum Teil doppelt verlegt und verknötet waren, schützten mich wie ein Faserschild und verhinderten, daß sich die Zähne zu tief in mein Fleisch gruben.

Wahrscheinlich von den hinderlichen Schnüren verwirrt, verlagerte das kleine Monstrum seinen Biß. Es begann an den Seilen zu ziehen. Es mußte das Maul voll haben mit blutdurchtränkten, drahtähnlichen Fesselfasern. Zweifellos spornte das Blut den Aal an, seine Bemühungen fortzusetzen. Der Schwanz peitschte das Wasser. An den Fesseln hängend, wand es sich hin und her. Dann fiel er mit fasergefülltem Maul ins Wasser zurück. Und wieder zerrte ich an meiner Fesselung, und wieder hielt sie. Und erneut gab ich, was ich an Kraft noch zu geben hatte, und hörte diesmal etwas reißen. Plötzlich waren meine Fußgelenke frei. Ich warf die Beine herum und schwang mich, an den Handfesseln hängend, auf und hinter die Klinge, wobei ich das rechte Bein über den oberen Teil der Klingenthalterung hob.

»Ho!« rief eine zornige Stimme rechts über mir. Ich sah, wie eine Speerspitze zum Wurf zurückgezogen wurde. Auf der flachen Halterung hockend, klammerte ich mich an der Klinge fest. Zwar waren meine Hände durch Fesseln verbunden, doch hatten sie etwa einen Fuß Spiel, da sie zuvor um die Klinge herum gebunden worden waren. Den heranzuckenden Speer ergriff ich hinter der Klinge und zerrte ihn

ruckhaft in meine Richtung. Der Angreifer, der so schnell seine Waffe nicht loslassen konnte, wurde über die Reling gezerrt. Er prallte gegen die Klinge und glitt schreiend und schwerverletzt ins Wasser. Der Speerschaft wurde meinen Händen dabei entwunden. Unter der Klinge begann das Wasser zu brodeln. Luftblasen stiegen auf, die sich schnell rot färbten. »Freßt nur, kleine Freunde!« sagte ich. »Freßt und habt Dank!«

Policrates' Flaggschiff bewegte sich nun ungehindert rückwärts auf den Fluß hinaus. Ich zog meine Handfessel vor die Schnittkante der Klinge und sägte hin und her. Plötzlich bliesen Hörner zum Kampf, Signale, die ich nicht verstand. Auf den Piers und der Hafenstraße machte ich Hunderte von Victorianern aus. Sie winkten und schwenkten Waffen. Vor ihnen lagen entkleidete, gefesselte Piraten.

Links von mir stand ein Schiff in Flammen – es war der *Wendige Tharlarion*, das Flaggschiff Voskjards. In der Nähe bohrte sich knirschend eine Ramme in eine Schiffwand. Dies ergab für mich keinen Sinn, denn die dicht zusammen manövrierenden Schiffe hätten, selbst aus Versehen, niemals genug Fahrt für einen solchen Rammstoß aufnehmen können.

Beißender Rauch machte sich bemerkbar. Ich klammerte mich an der Klinge fest. Policrates' Flaggschiff wendete. Wieder ertönten Hörner – von beiden Seiten, flußaufwärts und flußabwärts. Und wieder bohrte sich eine Ramme vernichtend in das Holz eines Schiffes. Auf Piratengaleeren gab es Geschrei.

Von der Scherblatt-Halterung sprang ich auf die Backbordreling und zog mich hoch. Gleich darauf hockte ich geduckt auf Deck. Ein Schwertschwinger stürzte sich auf mich. Ich tauchte unter der Klinge hinweg, packte ihn an den Fußgelenken und nutzte seine Eigenbewegung dazu, ihn über die Schultern zu heben. Kreischend verschwand er über die Bordwand. Ein anderer Mann versuchte nach mir zu schlagen, doch ich glitt zur Seite aus, faßte ihn mit dem

rechten Arm um die Brust und schleuderte ihn seitlich gegen die Wand des Vorderkastells. Ächzend sank er zu Boden.

Auf dem Vorderdeck über mir schrie Policrates Befehle. Ich bohrte das erbeutete Schwert in das Holz über mir, wo ich es jederzeit erreichen konnte. Dann setzte ich Füße und Hände in die kunstvollen Schnitzereien des Vorderkastells und stieg anderthalb Meter empor. Das Herz schlug mir bis in den Hals.

Auf dem Fluß wimmelte es von Schiffen! Ich sah die *Tais* unter dem Kommando des unermüdlichen Calliodorus, ich sah andere Schiffe aus Port Cos. Es mußte sich um Callisthenes' alte Flotte handeln, die er nach Port Cos zurückverlegt hatte, damit sie nicht an den Kämpfen um die Kette teilnehmen konnte. Sie wurde verstärkt durch Schiffe aus Tafa, Ven, Tetrapoli und sogar aus dem fernen Turmus. Diese Schiffe waren aus dem Westen gekommen, gegen die Strömung.

An Steuerbord, flußaufwärts, war das Wasser gefüllt mit bewaffneten Handelsschiffen. Auch dort gewährte ich die Farben von über einem Dutzend Städte. Die Banner und Wimpel von Victoria waren zur Stelle, von Fina und Hammerfest, von Sulport, Sais, Siba und Jasmine, von Jorts Fähre und Kap Alfred, von Iskander, von Tancreds Furt und Waldhafen. Neben anderen Fahnen sah ich Banner, die so weit aus dem Osten kamen wie Weißwasser und Lara, das am Zusammenfluß von Vosk und Olni lag. Die Geduld der ehrlichen Flußbewohner war endlich erschöpft.

Ich zog mein Schwert aus dem Holz und sprang auf das Deck zurück. Policrates' Flaggschiff ruckte, von einem anderen Piratenschiff getroffen, zur Seite. Ich verlor das Gleichgewicht. Als ich mich wieder gefangen hatte, eilte ich unverzüglich auf die Backbordseite und sprang auf das andere Scherblatt hinab.

»Jason!« rief Callimachus, der dort angebunden hing.

Im Nu hatte ich die Fesseln durchgeschnitten, die seine Füße sicherten, und durchtrennte dann auch die Schnüre an



seinen Händen, wobei ich ihn mit einem Arm festhielt. Zitternd zerrte er sich zur Klingenthalerung empor. »Du bist frei!« rief er. »Was geht hier vor?«

»Die Städte erheben sich«, antwortete ich. »Schiffe kommen aus Ost und West, von unten und oben am Fluß, kampfbereit. In den Herzen dieser Menschen lodert der Krieg. Policrates und Voskjard haben ausgespielt.«

»Gib mir ein Schwert!« forderte Callimachus.

»Bist du auch kräftig genug?« fragte ich. »Es gibt wirklich nicht mehr viel zu tun.«

»Ein Schwert!« forderte Callimachus. »Ich will ein Schwert!«

Ich grinste. »Sicher läßt sich an Bord eines finden.«

Kaum waren wir an Deck gestiegen, da glitt das an Backbord liegende Piratenschiff seitlich am Flaggschiff entlang. Die beiden Scherblätter verhakten sich, und wir hörten Holz reißen.

»Ruder rückwärts!« kreischte Policrates vom Bugkastell. Das Piratenschiff, das an Steuerbord lag, wurde geentert. Callimachus begab sich zu einem der Ruderer, der natürlich mit dem Gesicht zum Heck saß. Von hinten zugreifend, zog Callimachus dem Mann das Schwert aus der Scheide. Der Ruderer schaute zurück und warf sich sofort bleichen Gesichts über die Reling ins Wasser. Nun blickte Callimachus zur Höhe des Vorderkastells empor, und im gleichen Moment wurde er von Policrates entdeckt. Hinter dem Piraten stand Callisthenes. Zwei Männer hasteten den Niedergang herab auf Callimachus zu, während Callimachus und Callisthenes die Schwerter zogen. Beide Angreifer sanken zu Boden, und ich hatte kaum eine Bewegung des Schwertes wahrgenommen. Callimachus war im Umgang mit der Waffe nicht ungeschickt. Bleich starrten Policrates und Callisthenes auf das Hauptdeck herunter. »Ich stehe zu dir«, sagte ich. »Nein«, widersprach Callimachus. »Die beiden gehören mir.«

Ich sah ihn an. Er lächelte. »Hol Ragnar Voskjard«, sagte

er. Grinsend wandte ich mich von ihm ab, und gleich darauf klirrten hinter mir die Schwerter.

Ich blickte über die Backbordreling. Etwa vierzig Meter entfernt, schon von der Flußströmung ergriffen, lag Ragnar Voskjards Schiff, das von Flammen eingehüllt zu werden drohte. Zwischen den Schiffen trieben so viele Wrackteile, daß man die Distanz beinahe zu Fuß hätte überwinden können. Wieder wurde zum Kampf geblasen. In der Nähe gellte Kampfärm auf, der mir verriet, daß wieder einmal ein Piratenschiff geentert worden war. Im Hafen lagen mindestens ein Dutzend brennender Schiffe.

Ich biß an der Lederumwicklung des Schwertgriffes herum, den ich in der Hand hielt, bekam eine Faser los und fertigte mir daraus eine primitive Handschlinge. Sollte ich im Wasser die Hände benutzen müssen, wollte ich nicht gleichzeitig die Waffe verlieren. Dann legte ich mir die Schlinge um das Handgelenk, packte die Waffe und sprang mit den Füßen voran ins Wasser. Ich schwamm zu einem Floß aus zerschmetterten Planken. Gefahr drohte von den Aalen im allgemeinen nur in den Untiefen rings um die Hafenanlagen.

Kaum war ich auf das Floß gestiegen, als ich eine mittelgroße Galeere näher kommen sah, die sich zwischen Polocrates' Flaggschiff und Ragnar Voskjards *Wendigen Tharlaron* schob. Am Heck flatterte das Banner von Tafa. Ich tauchte zur Backbordseite des Schiffes. Gleich darauf wurde ich von der Bugwelle ergriffen und auf den *Wendigen Tharlaron* zu geschoben. Wasser spuckend, den Kopf hehend, sah ich einen weiteren Schiffsumriß näher kommen. Ich schwamm auf den *Wendigen Tharlaron* zu. Der alles überdeckende Schatten schien in meine Richtung abzubiegen, und dann erkannte ich zu meinem Entsetzen, daß das Schiff die Absicht hatte, die Steuerbordruder des *Wendigen Tharlaron* abzuscheren. Plötzlich befand ich mich zwischen zwei Schiffen. Es gab ein knirschendes, knackendes Geräusch, das von brechenden Rudern herrührte. Ich streckte die

Hand aus und berührte die bebende Bordwand des *Wendigen Tharlarion*. Das Scherblatt pflügte auf mich zu. Holz zerkratzend und zerreißend, Ruder zerbrechend, kämpfte sich die Klinge in meine Richtung. Ich tauchte unter das Schiff. Für einen Schwimmer geht die größte Gefahr übrigens nicht von der Klinge aus, denn deren untere Krümmung liegt in der Regel mindestens einen Fuß über dem Wasser, so daß man mühelos ausweichen kann. Man kann sich sogar zwischen die Klinge und das Schiff retten, an dem es befestigt ist. Die größte Gefahr liegt für den Schwimmer vielmehr in dem knirschenden Zusammenprall der Schiffsrümpfe hinter den Klingen. Nur wenige Kapitäne sind so geschickt, daß sie beim Scherkampf einen geraden, parallelen Kurs beibehalten können. Beide Schiffe sind in Bewegung, und die Winkel zueinander verändern sich ständig.

Aufblickend sah ich den langen schmalen Kiel des angreifenden Schiffes vorbeigleiten. Dann ertönte ein reißendes Brechen, als es die Steuerbordwand des *Wendigen Tharlarion* einschnitt. Der Angriff war in zu steilem Winkel erfolgt, woraufhin beide Schiffe knirschend zusammenstießen. Als ich das Licht freien Wassers zwischen ihnen ausmachte, kehrte ich an die Wasseroberfläche zurück, umgeben von Splittern und allerlei Treibgut. Aus dem angreifenden Schiff wurden Ruder herausgeschoben, um die andere Galeere auf Abstand zu bringen. Ich packte ein Ruder des *Wendigen Tharlarion*, das abgebrochen aus der Ruderpforte hing. An diesem Ruder kletterte ich empor, wobei mir das Schwert am Arm baumelte. Ich legte die Finger um den Rand der Ruderpforte und überzeugte mich, daß die Ruderbank drinnen verlassen war. Offenbar hatte die Besatzung des *Wendigen Tharlarion* das Schiff weitgehend verlassen.

Mit Hilfe des Ruders und der Pforte zerrte ich mich weiter hoch. Gleich darauf war ich über die Reling geglitten und stand auf dem Deck des *Wendigen Tharlarion*. Das Vorderkastell war verlassen. Die wenigen Männer, die sich noch an Deck aufhielten, griffen mich nicht an. Ich sah das attackie-

rende Schiff rückwärts fahren, um wieder in Position zu gehen. Offenbar versuchte es den Rammsporn einzusetzen, um anschließend zu entern. Auf dem Achterkastell entdeckte ich die Gestalt eines Mannes, der damit beschäftigt war, Kapitänsinsignien von seiner Tunika zu reißen. Zwei Piraten retteten sich an Backbord ins Wasser. Ich eilte das Deck entlang und den Niedergang zum Achterkastell empor. Der Mann fuhr zu mir herum, die goldene Kapitänschnur in der rechten Hand. »Sei begrüßt, Ragnar Voskjard!« sagte ich zu ihm. »Ich bin gekommen, dich zu holen.«

Er griff nach seinem Schwert, doch schon war meine Waffe auf seinen Bauch gerichtet. Er nahm die Hand von seinem Schwertgriff.

»So ist's besser«, sagte ich. »Nun auf den Bauch, hier vor mich!«

Zornig blickte er mich an. Ich grinste, löste die Schlinge meines Schwertes und bohrte es neben mich in die Decksplanken.

Sein Blick fiel auf die Klinge, die neben mir stand.

»Nun aber fix!« befahl ich.

Seine Augen funkelten.

Er versuchte, sein Schwert zu ziehen. Sofort eilte ich auf ihn zu und erwischte ihn mit einer geballten Faust in den Unterleib. Benommen starrte er mich an und klappte zusammen. Dies gab mir Gelegenheit, ihn mit einem wohlgezielten Kinnhaken niederzustrecken. An den Füßen zog ich den Bewußtlosen schließlich in die Mitte des hohen schmalen Achterkastells und drehte ihn auf den Bauch herum.

»Natürlich, von dir kann man nichts als Ärger erwarten«, sagte ich zu ihm und kniete über ihm nieder. »Ich habe Erfahrung als Kampfsklave«, fuhr ich fort. Mit Streifen, die ich von seiner Kleidung abriß, band ich ihm die Hände auf dem Rücken zusammen. »Vielleicht hast du selbst einmal, hier und dort, auf Burschen wie mich Wetten abgeschlossen.« Er stöhnte. »Amüsant, nicht wahr, daß der große Ra-

gnar Voskjard nichts anderes ist als der Gefangene eines ehemaligen Kampfsklaven?»

»Laß mich frei!« bat er. Ich zog die Knoten nur noch fester. »Ich bezahle dir viel«, sagte er.

»Welches Geld könnte das Vergnügen aufwiegen, Ragnar Voskjard gefangenzunehmen?« fragte ich.

»Sei gnädig!« bat er.

»Nein.«

»Du hättest mich nicht so fest binden müssen.«

»Es macht mir aber Freude.« Über diese Worte mußte ich lächeln. So sprach ein Goreaner.

Plötzlich erbebe das Schiff unter einem gewaltigen Aufprall.

»Wir sind gerammt worden!« rief Voskjard.

»Und zwar durch das Schiff, das deine Steuerbordruder abgeschert hat«, sagte ich. »Wie du siehst, zeigt es die Farben von Turmus.«

»Wir werden sinken!« rief Voskjard.

»Nicht sofort«, antwortete ich, stand auf und schnitt ihm zum Zeichen, daß er mein Gefangener war, die Kleidung vom Leib. Aus seinem Schwertgurt machte ich mir eine kurze Führungsleine für ihn.

»Laß mich nicht in die Hände der Victorianer fallen!« flehte er.

»Du wolltest Victoria vernichten. Du hast gesehen, wie die Victorianer kämpfen. Und hier stürmen Männer aus Turmus an Bord.«

»Überlaß mich ihnen!« flehte er.

»Auf die Füße, Sleen!« befahl ich und zerrte ihn hoch.

»Wer bist du?« fragte er angstvoll.

»Jason«, antwortete ich. »Jason – aus Victoria!«

»Nein!« schrie er. Im gleichen Augenblick warf ich ihn vom hohen Achterkastell des *Wendigen Tharlarion* ins bewegte Fußwasser. Anschließend schob ich die Hand durch die Schwertschlinge, zog die Waffe aus dem Holz, winkte den Kämpfern aus Turmus zu, die bereits über das geneigte

Hauptdeck wimmelten, und sprang mit den Füßen voran ins Wasser.

Der Kampf, so vermutete ich, war so gut wie vorbei.

Voskjard ächzte und würgte, als ich ihn, halb an der Halschlinge, halb am Arm, über die Reling von Policrates' Flaggschiff hievte. Unsanft landete er auf dem halb überschwemmten Deck. Policrates' Flaggschiff schien verlassen zu sein. Es war gerammt worden. Ich nahm nicht an, daß es sich noch lange über Wasser halten würde.

Im Hafen Victorias wimmelte es von Schiffen, doch standen viele davon in Flammen.

Die Alarmstange wurde erneut geschlagen, nun aber zum Zeichen des Sieges. Menschen drängten sich am Hafen. Bekränzte weißgekleidete Mädchen waren zu sehen.

Ragnar Voskjard versuchte aufzustehen, doch mit dem Fuß stieß ich ihn energisch wieder auf das Deck.

»Laß mich frei!« flehte er.

»Still!« rief ich, denn ich glaubte ein Geräusch gehört zu haben. Mit schnellen Bewegungen zerrte ich ihn das geneigte Deck zur Steuerbordreling empor, wo ich ihn an einer Strebe festband.

»Wenn das Schiff sinkt, bin ich hilflos«, sagte er heiser.

»Ja«, gab ich zurück und wandte mich ab.

Vierzig Fuß entfernt stand Kliomenes, geduckt, das Schwert in der Hand.

»Du mußt dich im unteren Laderaum versteckt haben«, sagte ich zu ihm. »Als das Schiff dann gerammt wurde, wurdest du wie eine Urt nach oben getrieben.«

Langsam rückte er vor. Ich beobachtete seine Schwertspitze. Die Augen eines Mannes können lügen, nicht aber die Spitze einer Klinge.

»Wo sind Policrates und Callisthenes?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht.«

»Befreie mich!« rief Ragnar Voskjard.

»Jetzt muß jeder für sich allein kämpfen«, erwiderte Klio-

menes und stürzte sich auf mich. Ich verteidigte mich und wartete ab, bis er zurückwich.

»Wird dein Arm schon lahm?« fragte ich. »Vielleicht möchtest du mir deine Tunika überlassen. Mir ist kalt.«

Mit einem Wutschrei bedrängte er mich erneut – und wieder verteidigte ich mich lediglich. Manchmal standen wir bis zu den Knöcheln im Wasser, manchmal auch bis zu den Knien. Zweimal rutschte er aus, doch ich benutzte den Vorteil nicht.

Nach Luft schnappend, stand er schließlich vor mir, bedroht von meiner Klinge. »Du bist mein Gefangener«, sagte ich. »Knie nieder.«

Er gehorchte.

»Hörst du den Hammerschlag an Land?« fragte ich lachend. »Dort werden Eisenkragen geschmiedet, mit Ketten daran, bestimmt für die Hälse deiner Piraten. Eine unbequeme Sache, ein solcher Kragen. Ich habe diese Last selbst schon getragen.« Mit Streifen, die ich von seiner Tunika abriß, fesselte ich ihm die Hände auf dem Rücken.

Lachend richtete ich mich wieder auf. »Der *Wendige Tharlaron* ist gesunken«, sagte ich. Im gleichen Moment lief auch durch Policrates' Flaggschiff ein heftiger Ruck, und ich hätte beinahe das Gleichgewicht verloren.

»Wir sinken!« rief Ragnar Voskjard und versuchte sich zu befreien, vergeblich.

»Seid begrüßt!« rief ich fröhlich zu Callimachus und Tasdron hinunter, die, mit anderen Männern in einem Ruderboot sitzend, längsseits gekommen waren. Ich hatte die Annäherung seit einiger Zeit verfolgt.

»Was hast du denn da oben?«

»Zwei hübsche verschnürte Urts«, antwortete ich. »Ob sich wohl Eisenkragen für sie finden lassen?«

»An Land«, antwortete Callimachus. »Wir sperren sie zu den anderen.«

Ich blickte in das Boot hinab. »Wie ich sehe, hast du dir zwei Tuniken erobert«, sagte ich.

»Policrates war so nett, mir die seine zu überlassen«, antwortete Callimachus und deutete in den Bug des Beibootes. Dort lagen Policrates und Callisthenes nackt und gefesselt nebeneinander.

»Ob sie ihre Wunden überleben?« fragte ich.

»Ich habe sie nicht tödlich verwundet«, antwortete Callimachus. »Sie werden also in den Genuß der Steinbrüche oder der Ruderbank kommen.«

Ich beneidete Policrates und Callisthenes, Kliomenes und Ragnar Voskjard nicht. In den Steinbrüchen und auf den Galeeren sind die Ketten schwer und die Peitschen schnell zur Hand.

»Komm an Bord!« sagte Callimachus und streckte mir die Hand entgegen.

## 17

Sie heißt die Straße der zuckenden Sklavin. Sie ist dunkel und schmal und zieht sich in engen Windungen vom Hafen empor. Hier versuchen die meisten Münz-Mädchen, von ihren Herren losgeschickt, ihr Geld zu verdienen.

Heute war es schon spät; die meisten dieser Mädchen waren schon wieder hinter die verschlossenen Türen ihrer Herren zurückgekehrt.

In unübersichtlichen Kurven zieht sich die Straße der zuckenden Sklavin durch einen Handelsdistrikt und nähert sich einem hügeligen Wohnbezirk. Freie Frauen lassen sich selten hier sehen.

Wenn ich die Hände ausstreckte, konnte ich beinahe die ganze Breite der Gasse überbrücken.

Ich glaubte ein Läuten zu hören und lächelte. Es war spät für ein Münz-Mädchen.

In der Nähe einer winzigen Tharlarionöl-Lampe blieb ich stehen. Sie hing etwa einen Meter über meinem Kopf und befand sich in einer kleinen Nische. Lampen dieser Art er-



hellten die Straße. Die Anwohner wechseln sich beim Nachfüllen und Ausbessern dieser Lampen ab. Wie bei vielen solchen Dingen, etwa bei der Straßenreinigung oder Ausbesserung, liegt die Verantwortung beim einzelnen und nicht bei der Gemeinschaft. So gesehen, werden die gorea-nischen Steuern auf die denkbar direkteste Weise erhoben, durch den Bürger selbst, für Dinge, die ihn selbst betreffen. Dritte sind gar nicht erst eingeschaltet, so daß jeder genau weiß, um wieviel Geld es geht und wie es ausgegeben wird.

Wieder hörte ich das Glöckchen und mußte lächeln. Weiter erstieg ich die Straße. Durch die Sohlen meiner Sandalen spürte ich das rauhe Kopfsteinpflaster.

Ich kam um eine Ecke und erblickte sie; sie waren noch etwa fünfzig Meter entfernt und kamen mir entgegen; dabei näherten sie sich einer der kleinen Tharlarionöl-Lampen. Unter der Lampe wurde das Mädchen, das an der Leine lief, angehalten und blieb stocksteif stehen, um meine Annäherung abzuwarten. Beide Mädchen trugen kurze Sklaventuniken und waren barfuß. Die Begegnung erfolgte gewiß rein zufällig.

»Oh!« murmelte ich und blieb plötzlich stehen, als sei mir im Vorbeigehen etwas eingefallen. Ich wirkte wie ein Mann, der, aus seinen Gedanken gerissen, die Mädchen eben erst gewahrt. Ich schien mir das angebundene Mädchen genau anzuschauen, als versuchte ich sie wiederzuerkennen.

Im gelbflackernden Licht der Lampe betrachtete ich sie – klein, schlank, gut gebaut, schön. Die an der Hüfte von einem Gürtel zusammengehaltene Tunika war braun und bestand aus eng haftendem dünnen Reptuch. Sie trug einen weiten Ausschnitt zur Schau. Um den Hals lag eine Kette, an der zwei Gegenstände befestigt waren: eine schmale bronzene Glocke und ein Metallkästchen mit Münzschlitz und Verschuß. Ich hatte das Kästchen nicht klappern hören: Es schien leer zu sein. Die lange Lederleine, die von ihrem Metallkragen ausging, wurde von dem anderen Mädchen gehalten.

»Beverly!« flüsterte ich. »Bist du das?«

Sie antwortete nicht. In ihren Augen standen Tränen. Ihre Unterlippe bebte.

Das andere Mädchen zog zweimal energisch an der Leine.

»Darf ich dir gefallen, Herr?« fragte das erste Mädchen.

»Sie ist ein Münz-Mädchen«, sagte die Sklavin, die die Leine hielt.

»Für eine Tarsk-Münze gehöre ich dir«, fügte das angebundene Mädchen hinzu.

»Öffne die Tunika!« befahl das andere Mädchen.

Die Angesprochene öffnete den Gürtel aus Bindefaser, hielt mit beiden Händen das Gewand auseinander und bot sich meinen Blicken dar.

Sie war die schönste, anziehendste Frau, die ich je gesehen hatte.

»Ich hoffe, daß ich dem Herrn gefalle«, sagte sie.

»Beverly«, antwortete ich.

»Sie hat keinen Namen«, warf das Mädchen ein. »Ihr Herr hat ihr noch keinen gegeben. Früher einmal, das stimmt, war sie als Beverly bekannt.« Und energisch, nachdrücklich versetzte sie dem Mädchen mit dem losen Ende der Lederleine einen Hieb auf die Rückseite der Beine. »Ist dir eigentlich klar, daß du vor einem freien Mann stehst?« sagte sie.

Und das Mädchen, das einmal Miß Beverly Henderson aus New York gewesen war, kniete vor mir auf den rauhen Steinen der schmalen Straße Victorias nieder. »Verzeih mir, Herr!« flüsterte sie.

»Erdenmädchen sind ja so dumm!« sagte das andere Mädchen erschöpft.

»Viele sind nicht dumm«, widersprach ich, »sondern nur unwissend.«

»Jede Frau kann lernen«, meinte sie.

»In der Tat«, antwortete das Mädchen lächelnd und zog an der Leine.

»Nimm mich für eine Tarsk-Münze, Herr!« rief das kniende Mädchen und blickte zu mir auf.

»Nein«, erwiderte ich.

Bestürzt sah sie mich an.

»Glaubst du, ich respektiere dich so wenig?« fragte ich.

»Du hast sein Interesse nicht erweckt«, sagte das Mädchen, das die Leine hielt, und zerrte wütend daran.

»Aber ich bin Sklavin!« rief das kniende Mädchen. »Wolltest du mich nicht die ganze Zeit besitzen?«

»Aber du glaubst doch nicht, daß ich mich dir aufdränge, da du in einer so bedrängten Lage bist«, sagte ich.

Enttäuscht begann sie zu schluchzen.

»Aufstehen, Sklavin!« sagte das andere Mädchen. »Du hast sein Interesse nicht erweckt.« Schluchzend folgte das andere Mädchen dem Befehl. Sie schien kaum stehen zu können, so sehr zitterte sie.

»Was ist los?« fragte ich.

»Sie ist eine absolut wertlose Sklavin«, sagte das Mädchen mit der Leine. »Schau!« Sie schüttelte den Münzkasten, der am Kragen des Mädchens hing. »Leer! Wir sind jetzt schon viele Ahn unterwegs, doch keiner der Männer wollte sie.«

»Warum weint sie dann?«

»Sie fürchtet zu Recht den Zorn ihres Herrn.«

Ich nickte. »Aber vielleicht ist er ja nachsichtig«, sagte ich.

»Er ist ein gnadenloser Antreiber, der mehr Mädchen besitzt, als er braucht«, sagte das Mädchen. »Es ist spät, die neunzehnte Ahn ist vorbei. Daß du jetzt noch unterwegs bist, widerspricht allen Absprachen für Münz-Mädchen.«

»Bitte, Herrin!« flehte das Mädchen.

»Steh auf!« befahl das Mädchen mit der Leine. »Du wirst jetzt zu deinem Herrn zurückgeführt, als Versagerin.«

»Halt!« sagte ich.

Das kniende Mädchen warf mir einen verzweifelten Blick zu.

»Ich habe hier eine Tarsk-Münze«, sagte ich und öffnete meinen Gürtelbeutel. »Sie braucht nicht mit leerem Münzkasten heimzukommen.« Ich lächelte die Kniende an. »Es ist das Mindeste, was ich für dich tun kann.«

Das andere Mädchen aber ließ es nicht zu, daß ich die Münze in den Schlitz steckte. »Zahlung ohne Leistung, das gibt es nicht«, sagte sie. »Die Ehre meines Herrn darf nicht befleckt werden.«

Ich zog die Hand mit der Münze zurück.

Das kniende Mädchen, einst Miß Beverly Henderson und Student der englischen Literatur an einer großen Universität in New York, ließ die Münze nicht aus den Augen. Sie hatte Angst, ich würde sie wieder einstecken.

»Ich will versuchen, mich der Münze würdig zu erweisen, Herr«, flüsterte sie.

Ich ließ das Geldstück in das schmale Metallkästchen fallen und hatte den Eindruck, das Mädchen wäre vor Erleichterung und Freude beinahe ohnmächtig geworden. Dann aber gewährte ich in ihrem Blick ein anderes Gefühl, das schon schwerer auszuloten war.

Das andere Mädchen befestigte die Leine an einem Sklavenring an einer Hausmauer. »Ich ziehe mich zurück und warte hinter der Ecke«, sagte sie vielsagend. »Aber du weißt, daß du ihre Dienste voll in Anspruch nehmen muß, nicht wahr?«

»Ich verstehe«, sagte ich.

Das kniende Mädchen legte die Tunika ab und warf sie hinter sich auf die Steine. »Ich hoffe, daß ich dem Herrn gefalle.«

»O gewiß«, sagte ich lächelnd.

»Die ganze Zeit«, sagte sie, »hast du mich nie besessen.«

»Nein.«

»Aber du hättest es gern getan.«

»Ja.«

»Und jetzt hocke ich als Münz-Mädchen vor dir, und du hast eine Tarsk-Münze für mich bezahlt.«

»Ja.«

Sie beugte sich vor und küßte mich zärtlich.

Ich legte ihr die Hände um die Oberarme, und sie schrie vor Schmerzen auf und starrte mich ungläubig an.

»Das ist nicht der Griff eines Mannes von der Erde«, sagte sie, »eines Mannes, der Frauen respektvoll behandelt.« Sie wand sich unter meinen Fingern.

»Du bist Sklavin«, sagte ich.

»Es ist der Griff eines goreanischen Mannes, eines Mannes, der eine Frau zu beherrschen versteht.«

»Ach, wirklich?«

»Ja. Laß mich frei, bitte. Du bist ein Mann von der Erde. Du mußt tun, worum eine Frau dich bittet.«

»Warum? Du willst wirklich, daß ich dich freilasse?«

»Ja, ja!«

»Lügnerin!«

»Bitte bestraf mich nicht, Herr!« wimmerte sie.

»Den goreanischen Grobianen dienst du fraglos«, sagte ich. »Da soll sich ein Mann von der Erde mit weniger zufriedengeben?«

»Du behandelst mich nicht wie ein Mann von der Erde.«

»Ich bin auch keiner«, antwortete ich. »Ich bin Goreaner.« Und ich drückte sie rücklings auf die Steine.

»Was tust du?« rief sie.

»Ich bin geduldig gewesen«, sagte ich. »Ich habe lange auf dich gewartet.« Sie wand sich unter mir. Sie vermochte sich meiner nicht zu erwehren. »Sei zart!« flehte sie.

»Nein!«

»Oh!« rief sie.

»Du scheinst sexuell erregt zu sein, Beverly«, sagte ich.

»Das bin ich, Herr«, sagte sie. »Bitte, bitte!«

»Sprich, Sklavin!« sagte ich.

»Beverly bittet, ihrem Herrn dienen zu dürfen.«

Und ich nahm sie, und es dauerte nur wenige Sekunden, da zuckte sie in hilflosen Krämpfen unter mir und schrie sich die sklavische Unterwerfung heraus. »Ich bin eine goreanische Sklavin!« rief sie. »Und ich gehöre dir, Herr! Ich gehöre dir!«

Sie lag neben mir.

»Wir müssen dich langsam zu deinem Herrn zurückschicken«, sagte ich.

»O bitte, Herr, noch nicht!« flehte sie. »Laß mich noch ein Weilchen bei dir bleiben.«

»Wer besitzt dich?« fragte ich.

»Das weiß ich nicht«, sagte sie. »Wahrscheinlich jemand, der Münz-Mädchen vermietet. Ich wurde ihm bei der Verteilung der Beute aus Policrates' Festung überlassen.«

»Wie sieht er aus?«

»Keine Ahnung. Ich habe ihn noch nie gesehen.«

»Was ist er für ein Mann?«

»Er ist streng und grausam, kompromißlos und gnadenlos«, sagte sie. »Er läßt mich spüren, daß ich Sklavin bin.«

»Gar nicht übel. Aber er ist sicher nicht dein erster Herr. Ein anderer muß dich zur wahren Sklavin gemacht haben.«

»Ja«, sagte sie und senkte den Blick.

»Und?« fragte ich.

»Einmal, in der Festung des Policrates, wurde ich einem Mann überlassen, den wir damals für den Kurier Ragnar Voskjards hielten«, flüsterte sie. »Er ...«

»Schau mich an, Sklavin!« befahl ich.

»Ja, Herr.«

»Hast du dich ihm hingegeben?«

»Ja, Herr«, sagte sie, »ich gab mich ihm hin, als die unwürdige Sklavin, die ich bin.«

»War deine Hingabe an ihn größer als an mich?«

»Nein«, sagte sie mit Tränen in den Augen. »Ihr beide seid die mächtigsten Herren, denen ich zu Gefallen sein mußte.«

»Aha«, sagte ich.

»Er war es, der mir zum erstenmal zeigte, was es bedeutet, Sklavin zu sein.«

»Bist du ihm dankbar?«

»Ja, Herr.«

»Vielleicht kommst du eines Tages wieder in seinen Besitz«, sagte ich.

»Nein, Herr«, erwiderte sie. »Zweifelloos verfügt er über zahlreiche vornehme, wunderschöne gooreanische Mädchen, die ihm dienen. Ich bin nur eine elende Erdensklavin. Sicher hat er mich längst vergessen.«

»Wie du mir vorhin sagtest, hast du deinen Herrn noch nicht gesehen«, bemerkte ich. »Vielleicht ist er derselbe Mann – ohne daß du es weißt.«

»Nein, Herr«, sagte sie lächelnd. »Einen solchen Mann kenne ich. Er wäre längst zu mir gekommen und hätte meine Dienste in Anspruch genommen.«

»Liebst du ihn?« fragte ich.

»Ja, Herr!« schluchzte sie. »Aber ich bin die elendste aller Sklavinnen.«

»Wieso?«

»Denn ich liebe zwei Männer!«

»Wer ist der andere?« fragte ich.

Entsetzt blickte sie mich an. »Zwinge mich nicht zu sprechen, Herr!« flehte sie.

Ich zuckte die Achseln. »Na, schön.«

Sie richtete sich auf und klammerte sich an mich. »Kauf mich!« flehte sie. »Behalte mich! Ich möchte dich nie verlassen! Kauf mich, Herr. Ich werde dir eine gute Sklavin sein!«

Ich stand auf und zog meine Tunika an. »Es wird Zeit, daß du zu deinem Herrn zurückkehrst«, sagte ich.

»Ja, Herr«, flüsterte sie.

Ich deutete die Straße entlang.

Weinend wandte sie sich ab.

Die dunkelhaarige kleine Sklavin kniete nackt vor dem großen Spiegel und versuchte mit zitternden Händen den blauen Lidschatten anzubringen.

Ich stand hinter einem dunklen Vorhang, der auf beiden Seiten mit Goldstickerei abgesetzt war, und beobachtete die Szene.

»Ich habe Angst«, sagte das kniende Mädchen und senkte die kleine Bürste.

»Dazu hast du auch guten Grund«, antwortete das hinter ihr stehende Mädchen, »denn du sollst bald deinem Herrn vorgestellt werden.«

»Er hat mich sehr grausam behandelt.«

»Du bist einfach so behandelt worden, wie du es verdienst.«

»Ja, Herrin«, sagte das kniende Mädchen. Im Licht der drei an einem Ständer hängenden Tharlarionöl-Lampen war sie von großer Schönheit. »Aber ich habe Angst, vor meinem Herrn zu erscheinen.«

»Eine wohlbegründete Angst für eine Sklavin«, sagte das andere Mädchen.

»Wie sieht er aus? Was für eine Art Mann ist er?«

»Das wirst du erfahren, Sklavin.«

»Aber was ist, wenn er mich nicht leiden kann?« fragte das kniende Mädchen.

»Du bist Sklavin«, antwortete die andere. »Es liegt an dir, dafür zu sorgen, daß er dich reizvoll findet.«

»Was soll ich tun?«

»Sei hübsch ... und unterwürfig.«

So wie das Licht eingerichtet war, konnte ich die beiden Mädchen durch den Vorhang sehr gut sehen, während ich selbst im Nebenzimmer im Dunkeln stand. Ein solches Arrangement ist in einem goreanischen Haus übrigens nicht ungewöhnlich, besonders in Zimmern, die dem Aufenthalt von Sklaven dienen.



»Soll ich meinem Herrn angekleidet vorgestellt werden?« fragte das kniende Mädchen.

»Wenigstens zu Anfang«, antwortete die Aufseherin.

»Aha.«

»Steh auf!«

Anmutig erhob sich die Sklavin.

Das andere Mädchen begab sich zu einer großen Truhe an einer Seitenwand und öffnete den Deckel. »Wenn dein Herr dich sehen möchte«, sagte sie, »wird ein Gongschlag dich rufen.«

»Ja, Herrin«, antwortete das Mädchen am Spiegel.

Das Mädchen, das als Aufseherin der kleinen Brünetten fungierte, zog ein knappes durchsichtig gelbes Stück Vergnügungsseide aus der Truhe, ein Gewand, wie es im allgemeinen nur von den aufreizendsten Tanzsklavinnen getragen wurde, die sich in den einfachsten Tavernen Gors vor kräftigen, einfachen Männern präsentieren.

Das Mädchen vor dem Spiegel erschauerte, als der Stoff ihr übergestreift wurde, und lächelte. »Dies ist also die Kleidung, in der ich meinem Herrn vorgestellt werden soll.«

»Ja.«

»Darin ist man ja nackter als nackt.«

»In der Gegenwart deines Herrn wirst du sogar für diesen knappen Fetzen dankbar sein.«

»Ja, Herrin.«

Die Aufseherin kehrte zur Truhe zurück und nahm Glöckchen heraus, wie sie von Sklavinnen an Armen und Beinen getragen wurden.

»Nun bin ich bereit, meinem Herrn präsentiert zu werden«, sagte die hübsche Brünette.

»Ja.«

»Wann wird das sein?«

»Wenn der Gong ertönt.«

»Aber wann wird er ertönen?« fragte die Brünette bedrückt.

»Wenn der Herr es wünscht. Und bis dahin wirst du warten, wie es sich für eine Sklavin geziemt.«

»Ja, Herrin«, flüsterte die kleine Sklavin bekümmert. Bei jeder Bewegung ertönten das aufreizende Schellen der Glöckchen und das Rascheln der Vergnügungsseide an ihrem Körper. Ich widerstand dem beinahe überwältigenden Drang, den Vorhang aufzureißen, mich ihr zu erklären und sie dort gleich auf die Kacheln zu werfen. Aber ich beherrschte mich. Ich bezwang meine Gelüste – nicht auf die ungesunde, unabsehbare Weise, die auf der Erde üblich war, sondern auf goreanische Art, um sie später um so angenehmer und voller auszukosten. ›Geh hungrig zum Bankett‹, lautet ein goreanisches Sprichwort.

»Du wirst jetzt niederknien und den Ruf deines Herrn erwarten«, sagte die Aufseherin.

»Ja, Herrin.«

Lautlos verließ ich meinen Posten hinter dem Vorhang. Ich gedachte das Haus zu verlassen und mir in einer Paga-Taverne ein Abendessen vorsetzen zu lassen. Nach dem Essen dann, am frühen Abend, würde ich zurückkehren.

Ich saß auf einem Thronsessel auf einer breiten, mit drei Stufen abgesetzten und teppichbelegten Plattform in einem Haus, das mir für einige Tage ein Freund geliehen hatte, ein Bürger Victorias.

Ich trug eine Maske, die genauso aussah wie die, die ich bei meinem ersten Besuch in Policrates' Festung aufgehabt hatte, als ich vor langer Zeit den Kurier Ragnar Voskjards spielte, den Überbringer des Topases. Noch gut erinnerte ich mich an das Fest, mit dem man mich erfreut hatte. Zahlreiche hübsche Sklavinnen hatten uns bedient, besonders aber war mir eine in Erinnerung, eine kleine Brünette, die vor mir gekniet und die ich mir später für die Nacht ausgesucht hatte. Als sie, eine Augenbinde tragend, meine Schlafkammer betrat, war sie eine versklavte Frau gewesen, als sie am nächsten Morgen ging, war sie eine Frau, die ge-

nau wußte, was es bedeutete, Sklavin zu sein. Sie hatte mich angefleht, sie zu kaufen und mitzunehmen. Später, als Gefangene in der Festung, hatte ich erfahren, daß ihr Herz, ihre unterwürfige, hilflose Sklavenliebe jenem brutalen, anonymen Herrn gehörte, dem sie sich hingab.

Und gestern abend hatte ich ihr, die mit dem Kästchen eines Münz-Mädchens unterwegs war, beigebracht, welchen Respekt sie einem Erdenmann zu zollen hatte, der sich dazu überwunden hatte, seine naturgebundene Rolle zu übernehmen. Als ich sie dann nach Hause schickte, stand sie in einem tiefen Konflikt. Offenbar liebte sie zwei Männer- den Mann, dem sie in Policrates' Festung gedient hatte, und den anderen, dem sie auf dem Pflaster der Straße der zuckenden Sklavin zu Willen gewesen war.

Ich griff nach rechts und nahm den kurzen Gongschlegel zur Hand. Einmal schlug ich energisch gegen den Gong und lehnte mich zurück.

Noch ehe der Ton verklungen war, hörte ich aus der Tiefe des Hauses das leise Klimpern von Sklavenglocken näher kommen.

Ein Vorhang wurde zur Seite geschoben, dann stand sie vor mir. Sie schien verblüfft zu sein. Wie wunderschön sie in dem knappen gelben Gewand aussah!

Schüchtern, als könnte sie ihren Augen nicht trauen, näherte sie sich der Plattform. Offenbar konnte sie den Blick nicht von der Maske wenden, die ich trug. Zitternd blieb sie vor der untersten Stufe stehen.

»Deine Sklavin«, sagte das Mädchen, das die Brünette hereingeführt hatte.

Ich gab ihr durch eine Handbewegung zu verstehen, daß sie gehen könne. Sie lächelte und zog sich zurück. Auch ich mußte lächeln. Lola hatte gut mit der Brünetten gearbeitet. Lola war natürlich auch die Aufseherin gewesen, die das Mädchen begleitete, als ich sie – als Jason aus Victoria – scheinbar zufällig in der Stadt trat und mir als Münz-Mädchen dienstbar machte. Ich war zufrieden mit Lola. Sie hatte

ihre Aufgabe gut erfüllt. Vielleicht konnte ich sie belohnen, indem ich sie an einen passenden Herrn verschenkte.

»Bist du es wirklich, mein Herr?« flüsterte die brünette Sklavin vor mir.

Ich antwortete nicht.

»Wenn ich nicht sprechen darf«, fuhr sie fort, »gib es mir zu verstehen. Ich möchte dich nicht erzürnen.«

Ich blieb reglos sitzen.

»Du erobertest mein Herz in der Festung des Policrates«, fuhr sie fort. »Seit jener Zeit habe ich dir gehört. Nie hätte ich mir das Glück träumen lassen, von dir in dein Haus geholt zu werden. Ich danke dir, Herr!«

Ich blickte auf sie hinab.

»Ich hoffe inbrünstig, daß du mich reizvoll findest«, sagte sie. »Ich will mich bemühen, dir eine gute Sklavin zu sein. Denn ich liebe dich, Herr! Ich liebe dich seit jener Nacht in der Festung.«

Natürlich sagte ich kein Wort.

»Dein Gesicht ist mir völlig unbekannt, Herr«, fuhr sie fort. »Entweder warst du maskiert, wie jetzt oder beim Fest des Policrates, oder du legtest mir eine Augenbinde um, wie damals nach dem großen Bankett. Du kennst mich gut, aber ich weiß nichts von dir, nicht einmal deinen Namen. Nie habe ich deine Stimme gehört. Du hast noch nicht mit deiner Sklavin gesprochen. Neugier steht einer Sklavin nicht an, das weiß ich. Verzeih mir also, Herr.«

Ich schwieg.

»Verzeih mir, wenn ich dich erzürnt habe, Herr!« fuhr sie fort. »Bitte laß mich wissen, wenn ich nicht weitersprechen soll.«

Ich zeigte keine Reaktion.

»Gestern«, sagte sie und senkte den Kopf, »wurde ich als Münz-Mädchen losgeschickt und verdiente sechs Tarsk-Münzen für dich, meinen Herrn. Ich hoffe, daß dich das freut.« Sie blickte mich an. »Vielleicht hast du mich deshalb heute abend zu dir gerufen.«

Ich bedeutete ihr weiterzusprechen. »Als ich als Münz-Mädchen losging, hielt ich mich für wunderschön und erwartete, bei den Männern großes Interesse zu wecken. Doch je mehr Männer an mir vorbeigingen, desto deutlicher kam mir zu Bewußtsein, daß ich wohl nur ein ganz gewöhnliches Mädchen war. Diese brutale Erkenntnis bestürzte mich.«

Ich lächelte unmerklich. Für mich war diese Sklavin natürlich die wunderschönste Frau auf ganz Gor. Daß sie gestern als Münz-Mädchen keinen Erfolg hatte, lag an der Vorarbeit, die ich auf dem Wege geleistet hatte, den die beiden Mädchen nehmen sollten. Heute wurde schon in der ganzen Stadt darüber gescherzt.

»Niemand wollte mich haben«, sagte sie. »Und meine Verzweiflung wuchs. Dann endlich, spätabends in der Straße der zuckenden Sklavin, begegnete mir ein Mann, den ich schon von der Erde kannte, ein gewisser Jason Marshall. Welche Ironie! Ich verachtete ihn. Für mich war er ein Schwächling von der Erde, so ganz anders als Männer wie du, mein Herr, doch nun mußte ich ihm gefallen. Ich rechnete damit, von einem Erden-Schwächling genommen zu werden. Statt dessen fand ich mich in den Armen eines Mannes von Gor ... er war Goreaner geworden. Obwohl er wußte, daß ich von der Erde stammte, behandelte er mich nicht wie eine Frau von der Erde, mit Respekt für meine Würde, sondern als das, was ich bin, eine goreanische Dirne, eine rechtlose Sklavin. Ich vermochte es kaum zu glauben.«

Ich drängte sie nicht zur Eile. Zwei oder drei Ehn vergingen, ehe sie wieder den Kopf hob. Sie zitterte, und Tränen standen ihr in den Augen.

»Weißt du, Herr«, sagte sie, »ich hatte ihn schon auf der Erde geliebt, doch zugleich hatte ich ihn verabscheut, war er doch zu schwach, um meine Bedürfnisse zu stillen. Auf Gor hatte er mich nie besessen, obwohl wir eine Zeitlang die Wohnung teilten. Ich hatte es nie zugelassen.« Sie richtete sich auf. »Wie amüsanter sich das für dich anhören muß! Ich,

eine geborene Sklavin, hatte den Mann nicht an mich herangelassen! Aber bedenke, Herr, daß ich damals noch nicht formell versklavt war. Welch verwirrtes, tragisches Dasein führt eine geborene Sklavin, die noch nicht den Kragen am Hals spürt!«

Wieder hielt sie inne und setzte ihren Bericht nach einiger Zeit fort. »Später, auf der unbewußten Suche nach Sklaverei, betrat ich die Taverne des Hibron in Victoria, die *Piratenkette*, und geriet dort an einen gewissen Kliomenes, Leutnant des Piraten Policrates. Er machte mich betrunken, entkleidete und fesselte mich vor den lachenden Männern und verschleppte mich auf seine Galeere und anschließend in die Festung des Policrates. Dort wurde ich zur Sklavin gemacht. Dort endlich erhielt ich den Eisenkragen, der mir gezieme.

Als Policrates' Festung später fiel, wurde seine Habe unter den Siegern aufgeteilt. Und so kam ich in dein Haus. Und offenbar beziehst du einen Teil deines Einkommens aus den Verdiensten von Münz-Mädchen. Jedenfalls wurde ich gestern mit einer Aufseherin losgeschickt und begegnete Jason aus Victoria. Stell dir meine Gefühle vor, Herr! Er hatte mich nie besessen, und jetzt führte kein Weg daran vorbei. Und dann behandelte er mich wie jede andere Sklavin!« Schluchzend barg sie das Gesicht in den Händen.

»Sechsmal nahm er mich, rücksichtslos, achtlos. Als er fertig war, schickte er mich einfach fort. Mit den Münzen in dem Kästchen. Ich konnte es einfach nicht glauben. Ich hatte angenommen, ich bedeute ihm alles, er würde mich voller Zärtlichkeit behandeln. Statt dessen mußte ich feststellen, daß ich ihm nichts bedeutete, daß er meine Dienste als Münz-Mädchen wie selbstverständlich in Anspruch nahm und mich dann fortschickte, als wäre ich eine völlig Fremde. Dabei hatte ich mich Jason aus Victoria voll hingegeben«, fuhr sie fort. »Die Wahrheit muß heraus. Ich konnte nicht anders! Ich erlag ihm, so wie ich zuvor dir erlegen war.«

Ich stand auf, als wäre ich erzürnt.

»Ja!« schluchzte sie. »Er eroberte mich. Verzeih mir, Herr. Ich bin nur eine Frau, eine schwache Sklavin!« Wie schön sie aussah! *Wie glücklich kann sich dieser Jason aus Victoria schätzen, einen solchen Schatz erobert zu haben*, dachte ich und lächelte vor mich hin.

»Ich liebe dich, Herr«, sagte das Mädchen vor mir, die ehemalige Miß Beverly Henderson von der Erde. »Ich liebe dich. Töte mich nicht!«

Die Dinge hatten sich nach Plan entwickelt. Dem Drang des Sprechenmüssens erliegend, wobei ich ihr genügend Zeit ließ, hatte sie mir ihre Liebe für Jason aus Victoria gestanden.

Ich tat, als wäre ich aufgebracht, und ließ den Gong neben mir ertönen. Sogleich kam Lola herein. Ich verließ die Thronplattform, fesselte und knebelte die entsetzte Sklavin und warf sie mir über die Schulter. Dann verließ ich das Haus meines Freundes. Das Mädchen auf meiner Schulter, das in Todesängsten schwebte, ahnte nicht, wohin ich sie brachte. Sie wußte nur, daß sie dem Willen ihres Sklavenherrn unterlag.

Die ehemalige Miß Henderson, die mir schon viel Ärger gemacht hatte, die aber andererseits ungemein schön war, lag auf meiner Schulter, gefesselt, geknebelt, von einer Augenbinde geblendet. In einer Ahn würde mir Lola folgen. Ich war sehr zufrieden.

Auf den goreanischen Straßen erweckte ich kaum Aufmerksamkeit. Es ist nicht ungewöhnlich, einen Mann zu sehen, der seine Sklavin über der Schulter trägt. Mein Ziel war das Haus, das ich mit Beverly vor einiger Zeit schon bewohnt hatte, als ich der Sklavin fälschlicherweise den Status und die Würde einer freien Frau verlieh. Mir gefiel das Haus,

und da es meinen Bedürfnissen entsprach, hatte ich es mit einigen Goldstücken gekauft, einem winzigen Teil meiner Beute aus Policrates' Festung. Natürlich waren dort nicht nur Frauen zu verteilen gewesen, sondern auch Reichtümer aller Art.

In der Tat, nach goreanischen Verhältnissen war ich ein reicher Mann. Ich hätte mir hundert Mädchen von der Sorte leisten können, wie ich sie gerade auf der Schulter trug. Aber ich wollte nur diese eine. Nur diese würde meine Bedürfnisse erfüllen können. Auf diese Sklavin, die ich vor langer Zeit schon auf der Erde gekannt hatte, war meine Wahl gefallen.

Das Haus, das seitlich von einem mauergeschützten Garten gesäumt ist, stand etwas zurückgesetzt an einem kleinen Hügel, in dessen Hang es hineingebaut war. Ich näherte mich ihm von der Seite. Auf dem steinernen Treppenabsatz, vor dem schweren Portal, blieb ich stehen. Ich spürte, wie sich das Mädchen angstvoll auf meiner Schulter wand. Sie wußte, wir hatten ein Ziel erreicht. Aber welches?

Ich ließ sie von der Schulter gleiten, packte sie an Schulter und Oberschenkel und hielt sie einen Augenblick hoch über den Kopf. Sie wimmerte. Sollte sie aus dieser Höhe in eine Grube voller Sleen geworfen werden oder gar in das kalte Wasser des Vosk? Aber dann setzte ich sie auf den Knien neben der Tür ab und öffnete das Schloß. So trug ich sie, einem alten goreanischen Zeremoniell entsprechend, mit den Füßen voran ins Haus – eine Sklavin, die zum erstenmal in das Heim ihres Herrn gebracht wird. Nicht zum erstenmal war dieses Mädchen hier, doch hatte sie zuvor als Miß Henderson hier gelebt, nicht aber als vollkommen unterworfen Sklavin. Ich legte Wert auf den Unterschied.

Das Mädchen schien ein wenig von ihrer Angst verloren zu haben. Sie wirkte zwar noch angespannt, doch hatte sie mitbekommen, daß sie über eine Schwelle getragen worden war und jetzt in einem Zimmer kniete. Sie konnte sich ausrechnen, daß sie mit dem Leben davonkommen würde,



wenn sie nur ihrem Herrn gefiel. Und ich hatte keinen Zweifel, daß sie sich darum bemühen würde.

Ich lockerte die Sklavenhaube, ohne sie allerdings ganz abzunehmen, und zog ihr den Knebel aus dem Mund.

»Ich werde dir eine gute Sklavin sein, Herr!«, sagte sie. »Du wirst mich nicht strafen müssen.« Schüchtern streckte sie die kleinen Hände aus und berührte meine Waden und Fußgelenke. Dann beugte sie sich vor und küßte mir die Füße. »Verzeih mir, wenn ich dir mißfallen habe, Herr!« sagte sie. »Ich bin deine Sklavin und liebe dich, Herr, ich liebe dich.« Langsam richtete sie sich auf, und ich sah ihre Lippen zittern. »Ich bin voll und ganz die deine, mein goreanischer Herr. Ich unterwerfe mich dir in allen Dingen.«

Ich löste die Hände von meinen Beinen und trat zurück.

Flehend streckte sie die Hände aus. »Herr!« rief sie. »Habe ich dich gekränkt?« Sie wirkte sehr klein in dem großen Zimmer. »Ich will versuchen, den Rest meiner erdgeborenen Zurückhaltung abzuwerfen und dir eine richtige goreanische Sklavin zu sein. Sei gnädig mit mir, Herr! Töte mich nicht!«

Ich wandte mich zur Wand und nahm einen offenen Sklavenkragen von einem Haken. Es war ein Standard-Eisenband, wie es auf Gor von vielen Mädchen getragen wird. Es würde sich gut machen am Hals des Mädchens.

»Bitte töte mich nicht, Herr!« wimmerte das Mädchen und streckte die Hände aus.

»Ein Kragen!« rief sie und berührte das Metall. »Ein Sklavenkragen.« Ihre Finger tasteten sich weiter, umfaßten meine Handgelenke. Inbrünstig küßte sie mir die Finger. »Du willst mir deinen Kragen umlegen, Herr! Oh, vielen Dank, Herr! Vielen Dank! Ich ersehne deinen Kragen! O bitte, Herr, leg mir deinen Kragen um! Ich gehöre dir!«

Es gefiel mir, die frühere Miß Henderson, die auf der Erde so hochmütig gewesen war, nackt vor mir knien zu sehen.

Grob schob ich ihren Kopf herum und legte ihr den Kragen um. An den Oberarmen zog ich sie hoch. Ihr Kopf hing

nach hinten. Ich hatte ihr meinen Kragen gegeben. Sie trug meinen Sklavenkragen! In unbezwingbarer Freude schüttelte ich sie. Sie trug meinen Kragen!

»Herr?« japste sie erschrocken.

Am liebsten hätte ich losgebrüllt vor Freude.

»Ich danke meinem Herrn für seinen Kragen«, flüsterte sie. »Ich werde mich bemühen, seiner würdig zu sein.«

Ich betrachtete die vor mir kniende Sklavin, ergriff ihre Hände, hockte mich nieder und führte ihre kleinen Finger an mein Gesicht.

»Mein Herr hat seine Maske abgenommen!« rief sie überrascht. »Aber das hat ja nichts zu besagen, denn ich trage die Sklavenhaube.«

Ich gab ihre Hände frei und stellte mich vor sie hin. Lange Zeit musterte ich die ehemalige Miß Henderson, eine namenlose Sklavin zu meinen Füßen. Schließlich legte ich ihr die Hand unter das Kinn und bedeutete ihr aufzustehen.

»Herr?« fragte sie und gehorchte.

Ich begann die Schnüre der Sklavenhaube zu lösen.

»Willst du mir die Augenbinde abnehmen?« rief sie. »Aber mein Herr trägt keine Maske! Soll ich das Gesicht meines Herrn sehen dürfen?« flüsterte sie. Sie legte die Hand auf meine Finger, die sich um den Rand der gelockerten Sklavenhaube gelegt hatten.

Mit beiden Händen ergriff ich die Haube und schob sie ein Stück hoch. Noch konnte sie mich nicht sehen.

»Ich liebe dich, und ich bin deine Sklavin«, flüsterte sie.

Ich zog die Sklavenhaube zur Seite, legte ihr eine Hand in den Nacken und die andere fest auf den Mund. In den Augen, über meiner Hand stand ein wirrer, ungläubiger Ausdruck. Ich hielt sie einige Zeit fest, damit sie sich fassen und auf die Situation einstellen konnte. Als sie dann wieder etwas ruhiger atmete, ließ ich sie los und trat einen Schritt zurück. Verwirrung und Unsicherheit malten sich in ihrem Blick. Sie sagte nichts. Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Sie konnte mit mir nichts anfangen.

»Du?« fragte sie schließlich. »Du bist mein goreanischer Herr? Du hast all diese Dinge mit mir getan?«

»Ja«, erwiderte ich.

»Es war deine Kraft, die mich zähmte, die mir die sklavisches Unterwerfung abforderte?«

»Ja.«

»Ich bin unbekleidet«, sagte sie.

»Natürlich.« Am liebsten hätte sie sich wohl abgewandt und ihre Blöße bedeckt. Sie blieb aber dann doch stehen. Sie wußte noch immer nicht, wie sie sich verhalten sollte.

»Dieser Kragen?« fragte sie.

»Gehört mir.«

»Gewiß wirst du ihn mir jetzt abnehmen.«

»Nein.«

»Du weißt doch, was ein solcher Kragen auf Gor bedeutet?« fragte sie.

»Ja.«

»Aber du kannst mich nicht als Sklavin halten, denn ich bin eine Frau der Erde, und du bist ein Mann von der Erde.«

»Diese Realität hat sich längst verändert, außerdem trägst du bereits das goreanische Brandzeichen der Sklavin.«

»Es ist also kein Scherz?«

»Befühl mal den Kragen – er ist doch nicht der erste, den du trägst!«

Sie gehorchte.

»Kannst du ihn lösen?« fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Aber du hast uns in unser Haus gebracht.«

»Nicht unser Haus«, antwortete ich, »sondern *mein* Haus.«

»Du willst mich als Sklavin in einem Haus halten, in dem ich zuvor als freie Frau gelebt habe?«

»Gewiß, aber ich habe inzwischen gewisse Verbesserungen anbringen lassen – unter anderem ein Sklavengehege!«

»Jetzt ist es genug!« rief sie. »Wie ich sehe, mußt du begreifen lernen, wie intelligent und mächtig eine Frau von

der Erde sein kann. Nimm mir sofort diesen Kragen ab, Bursche! Ich falle nicht auf deinen Bluff herein!«

Plötzlich schrie sie auf; ich hatte eine Sklavenpeitsche von der Wand gerissen und ihr damit mehrere Hiebe versetzt.

»In die Mitte des Zimmers! Auf die Knie!« befahl ich, und sie gehorchte.

»Nein, *du* kommst mit *deinem* Bluff nicht durch, kleine Sklavin!« rief ich zornig.

»Oh! Oh!«

»Bist du heiß in deinem Kragen, kleines Biest?« fragte ich zornig.

»Oh!« rief sie erschauernd, und ich streichelte ihr mit den Peitschenschnüren vorsichtig über Rücken und die Flanken.

Schluchzend ergab sie sich ihrem Gefühl.

»Was bist du?« fragte ich.

»Eine Sklavin!« rief sie.

»Wessen Sklavin?«

»Die deine, Herr! Die deine!«

»Vielleicht hast du bereits ein wenig von dem begriffen, was es heißt, Sklavin zu sein.«

»Ja, Herr.«

»Und was ist jetzt dein Wunsch?«

»Meinem Herrn zu gefallen.«

»Die Antwort ist geziemend.«

Ich ging um sie herum. »Eine wertlose kleine Schlange bist du, aber hübsch. Und deine Sklavenreflexe können sich sehen lassen.«

»Die du bisher aber noch nicht ausgenutzt hast, Herr«, flüsterte sie.

»Ich frage mich, ob ich dich verkaufen soll.«

»Bitte verkauf mich nicht, Herr! Ich würde einen so niedrigen Preis erbringen, daß der Herr mich genausogut behalten könnte.«

»Nun gut, ich werde dich behalten, wenigstens zunächst.«

»Ich werde mich bemühen, Herr. Vielen, Dank, Herr.«

»Du brauchst ein Bad.«

»Ja, Herr.«

Ein Geräusch ließ mich zur Tür herumfahren. »Wer ist da?«

»Lola, Herr!« ertönte eine Stimme. »Ich habe deine Sachen mitgebracht.« Sie war mir gefolgt und hatte sich dabei weisungsgemäß Zeit gelassen, damit ich das neue Mädchen ins Haus bringen konnte.

Ich ging zur Tür und ließ Lola eintreten, die sofort vor mir niederkniete.

»Du darfst aufstehen«, sagte ich. »Bring meine Sachen herein und schließ die Tür.«

Die Sklavin gehorchte und kam dann in den großen Raum. Dort betrachtete sie die am Boden kniende Sklavin.

»Ach, was haben wir denn da?« fragte sie. »Der Herr weiß wirklich, wie man Sklavinnen behandelt.«

»Ja, Herrin«, sagte das Mädchen.

»Weißt du noch, wie du mich als freie Frau zum Hafen brachtest und verkauftest?«

»Ja, Herrin«, antwortete das Mädchen. »Inzwischen bin ich auch nichts anderes als eine Sklavin.«

»Wer ist hier das erste Mädchen?« fragte Lola.

»Lola ist das erste Mädchen«, sagte ich.

»Du bist das erste Mädchen im Haus!« rief die Sklavin.

»Ein hübsches kleines Ding«, sagte Lola lachend.

»Ich glaube, sie wird sich zufriedenstellend machen«, sagte ich, »bei den Aufgaben, die sie erfüllen soll.«

»Was hast du für Befehle, Herr?« fragte Lola.

»Übermorgen abend«, sagte ich, »werde ich hier ein kleines Abendessen geben, nichts Besonderes, nur einige Freunde kommen. Im wesentlichen wird Tasdrons Taverne die Ausstattung des Festes besorgen, dennoch bleibt auch für dich viel einzukaufen und zu kochen.«

»Ich verstehe, Herr«, sagte Lola.

»Das Haus muß natürlich tadellos in Schuß sein«, sagte ich.

»Ja, Herr.«

»Und ich verlasse mich darauf, daß du es hübsch mit Girlanden und Blumen und so weiter ausschmückst. Und außerdem sorgst du für ein wenig geschmackvolle Unterhaltung.«

»Ja, Herr.«

»Wenn nicht alles bestens läuft, werde ich mich unzufrieden zeigen.«

»Mein Herr wird zufrieden sein«, antwortete sie.

»Es ist spät geworden.«

»Was ist mir ihr?« fragte Lola und deutete mit einer Kopfbewegung auf die kniende Sklavin.

»Du wäschst sie gründlich und steckst sie über Nacht in das Gehege.«

»Schau doch«, sagte Lola plötzlich, »sie ist ohnmächtig geworden. Sie hat das Bewußtsein verloren!« Lola begann zu lachen.

»Sie hat viel durchgemacht«, bemerkte ich. »Sie mußte heute abend viel Neues lernen.«

»Wenn man den Kragen trägt, muß man schnell lernen«, bemerkte Lola.

»Stimmt.« Ich wandte mich ab. Ich war müde.

»Herr?«

»Ja?«

»Wie soll sie behandelt werden?«

»Du bist das erste Mädchen im Haus«, antwortete ich. »Richte dich danach.«

»Du sprachst von einer kleinen Unterhaltung für deine Gäste.«

»Ja?«

»Soll die hübsche kleine Sklavin«, fragte Lola und deutete auf die bewußtlose ehemalige Miß Henderson, »daran mitwirken?«

»Selbstverständlich«, sagte ich.

»Noch ein Stück Larma, Herr?« fragte die Sklavin, die links hinter mir kniete, während ich mit untergeschlagenen Beinen hinter dem niedrigen Tisch saß. Ich drehte mich zur Seite und nahm eine kleine knusprige Scheibe gebratener Larmafrucht in bräunlicher Honigsoße von dem mir gereichten Silbertablett. Das Mädchen trug ein geschmackvolles Gewand aus blauer Gaze, die in drei Schichten um ihren Körper wogte und dennoch den Blick kaum behinderte. Ihr Haar war ziemlich dunkel. Mein Kragen schimmerte an ihrem Hals.

Ich wandte mich den Tänzerinnen zu. Es waren drei. Sie trugen blaue Seide und goldene Kragen. Lola hatte es einem glücklichen Zufall zu verdanken, daß sie sie für heute abend mieten konnte. Sie gehörten einem Mann, der auf dem Weg nach Port Cos und Turmus war, um von dort nach Cos weiterzureisen, wo er die Mädchen ausstellen und verkaufen wollte. Lola hatte sie in einem Wartekäfig unweit des Gewürzkais entdeckt und war an den Besitzer verwiesen worden, der die Mädchen morgen mittag verschiffen wollte. Er hatte aber nichts dagegen, heute abend noch ein paar Münzen mit ihnen zu verdienen.

»Sie sind wunderschön«, sagte Glyco, der Kaufmann aus Port Cos, dem wir viel verdankten. Praktisch er allein hatte den Widerstand der Flußstädte gegen die Piraten organisiert und den berühmten Callimachus aus Port Cos als Feldkommandanten verpflichtet, ein Mann, ohne dessen militärische Kenntnisse und Ruf unser Vorhaben vielleicht gescheitert wäre.

»Vielen Dank«, sagte ich.

Mein Blick wanderte am Tisch entlang. Sieben Männer, mich eingeschlossen, saßen daran. Glyco, bedeutender Kaufmann aus Port Cos; Tasdrön, Administrator von Victoria; Aemilianus, Anführer der Marinestreitkräfte Ars auf dem Vosk; Calliodorus, Kapitän der *Tais*; und meine

Freunde Callimachus und Miles aus Vonda, der seine Sklavin Florence mitgebracht hatte. Zu Beginn des Abends hatte sie uns mit ihrem Lautenspiel unterhalten und Lieder gesungen. Dafür hatte sie freundlichen Applaus erhalten, was sicher die Sklavin ebenso freute wie ihren Herrn. Miles aus Vonda hatte sie in Musik unterrichten lassen.

Ich beobachtete Shirley, die hübsch gebaute Sklavin, die ich während der Schlacht auf dem Fluß von Reginalds *Tamira* entführt hatte. Sie war eine der drei Frauen, mit denen ich mich nach unserem Sieg über die Piraten abgegeben hatte, die anderen waren Lola und die frühere Miß Henderson. Heute abend hatte Lola, die als erstes Mädchen fungierte, Shirley ähnlich gekleidet wie die andere Sklavin, nur daß sie in gelbe Gaze gehüllt war. Ich hatte Shirley in einem öffentlichen Gehege untergebracht; heute abend aber war sie hier, weil sie beim Bedienen helfen sollte – und aus einem anderen Grund. Lola hielt sich in der Küche auf und überwachte die Zubereitung der Speisen. Sie durfte sich erst später blicken lassen ... und wartete auf meinen Befehl.

Wieder wandte ich meine Aufmerksamkeit den Tänzerinnen zu. Sie bewegten sich anmutig und reizvoll. Man merkte kaum, daß sie Sklavinnen waren. Ihre Bewegungen waren hübsch anzuschauen und zurückhaltend, und dies entsprach meiner Absicht. Es sollte eine ruhige, gediegene Feier werden.

»Mehr, Herr?« fragte die Sklavin in dem blauen Gewand, die links hinter mir kniete.

»Ja.«

Mit einer Servierzange legte sie mir schmale Streifen gebratenes Boskfleisch und gebratene Sul auf den Teller.

»Genug, Mädchen«, sagte ich.

»Ja, Herr.«

Sieben Musiker spielten für die Tänzerinnen auf, ein Czechar-Spieler, der erste Musiker, zwei Kalikaspierer, drei Flötisten und ein Kaskaspieler. Tasdron hatte mir die Männer ausgeliehen; sie spielten normalerweise in seiner Taverne.



In seiner Begleitung war außerdem das frühere Erdenmädchen Peggy, die bei ihm als Sklavin diente. Sie trug den Kragen und eine kurze weiße Tunika und hielt sich stets in seiner Nähe auf, um ihn zu bedienen. Mir fiel allerdings auf, daß sie kaum den Blick von dem mächtigen Callimachus zu wenden vermochte. Tasdron und ich hatten gemeinsam besprochen, daß sie bei der Feier anwesend sein sollte.

Die Musik endete mit einem lebhaften Wirbel, dann war der Tanz beendet. Wir klatschten Beifall. Die Mädchen waren gut gewesen. Mit gesenkten Köpfen standen sie vor uns. Lächelnd, von neu aufklingender Musik begleitet, eilten sie aus dem Saal in die Küche, wo ihr Herr auf sie wartete. Die Musiker spielten leise weiter.

»Ein hübsches Ding«, sagte Glyco und deutete auf die blaugekleidete Sklavin, die uns unterwürfig bediente. Errögend senkte sie den Kopf. »Wie heißt sie?«

»Ich habe ihr noch keinen Namen gegeben«, antwortete ich.

»Ich verstehe.«

»Ich möchte einen Trinkspruch ausbringen!« rief Aemilianus und erhob sich.

»Ein Trinkspruch!« riefen wir.

Shirley eilte herum und sorgte dafür, daß alle Kelche mit Wein gefüllt waren. Callimachus trank nur Wasser, ließ aber für diese Gelegenheit einen Schuß Wein hinzugießen. Übrigens wird auf Gor der Wein oft mit Wasser versetzt, in erster Linie wegen der starken Wirkung vieler goreanischer Sorten. Was ich heute abend anbot, hätte sich allerdings, in vernünftigen Mengen, unverwässert genießen lassen. Bei starken Weinen empfiehlt sich als Alternative zur Verwässerung die Verwendung sehr kleiner Gläser.

Die Musiker hörten auf zu spielen.

»Auf die Vosk-Liga!« rief Aemilianus, Kommandant der Schiffe aus Ar-Station.

»Auf die Vosk-Liga!« wiederholten wir inbrünstig.

Zwei der am Tisch Sitzenden waren Mitunterzeichner des

Gründungsvertrages der Vosk-Liga, der gestern zur zehnten Ahn mit großem Pomp am Hafen von Victoria unter breiten Baldachinen geschlossen worden war. Glyco, der für Port Cos unterzeichnet hatte, und Tasdron, Administrator Victorias, der für die Stadt seine Unterschrift leistete. Alles in allem waren neunzehn Städte Mitglieder der Liga geworden – Turmus, Ven, Tetrapoli, Port Cos, Tafa, Victoria, Fina, Ragnars Siedlung, Hammerfest, Sulport, Sais, Siba, Jasmine, Kap Alfred, Jorts Fähre, Waldhafen, Iskander, Tancreds Furt und Weißwasser.

»Auf Ar-Station!« rief Callimachus und hielt seinen Kelch in Aemilianus' Richtung.

»Auf Ar-Station!« antworteten wir.

»Ich bin euch allen für eure Großzügigkeit dankbar«, sagte Aemilianus. »Ich bedaure wirklich, daß mir nicht gestattet wurde, den Vertrag für Ar-Station mitzuunterzeichnen.« Seine Verbitterung in dieser Sache war uns bestens bekannt. Abgesandte aus Ar waren zwar bei der Vertragsunterzeichnung zugegen und beglückwünschten die Liga zu ihrer Gründung und Ausrichtung, doch hatten sie nicht zugelassen, daß Ar-Station an dem Verband teilnahm. Obwohl dies für Aemilianus und andere Männer aus Ar-Station, die mit uns gekämpft hatten, eine große Enttäuschung war, stellte die Entscheidung für die Menschen am Fluß im Grunde keine Überraschung dar. Ar hatte schon genug Schwierigkeiten mit der Salerianischen Konföderation im Osten, um am Vosk noch die Bildung einer neuen Liga willkommen zu heißen. Eine solche Liga konnte sich in der Tat nachteilig auf Ars Pläne am Vosk und im Vosk-Becken auswirken. Port Cos dagegen hatte solche Probleme nicht. Sie war eine unabhängige Stadt und völlig selbständig und konnte daher der neuen Allianz beitreten. Interessanterweise nahmen weder aus Cos noch aus der Salerianischen Konföderation Abgesandte an der Gründungsfeier teil. Anscheinend wollten sie abwarten, ob sich die Liga zu einer effektiven politischen Realität am Vosk entwickelte. Wenn es

so kam, war dann für sie später noch Zeit genug, sich mit der Vosk-Liga zu befassen.

»Auf Port Cos!« rief Tasdron und hob seinen Kelch.

»Auf Port Cos!« riefen wir alle und tranken tief.

»Auf Victoria!« Glyco gab die Ehre zurück, die Tasdron seiner Stadt erwiesen hatte.

»Auf Victoria!« antworteten wir und tranken wieder ausgiebig. Als ich meinen Kelch absetzte, stellte ich zu meiner Verblüffung fest, daß ich Tränen in den Augen hatte.

»Was ist los?« fragte Callimachus lächelnd.

»Der Rauch von den Lampen«, sagte ich.

»Nein«, widersprach er lächelnd. »Es liegt daran, daß Victoria deine Stadt ist.«

»Aemilianus!« sagte ich mit heiserer Stimme, um die seltsamen Gefühle zu vertreiben, die mich beschlichen hatten.

»Ja?«

»Seit Tagen trage ich mich mit der Absicht, dir ein Geschenk zu machen, das ich eigens für dich aufgehoben habe.«

»Ach?«

Mein Blick fiel auf Shirley. »Zu ihm, Sklavin!« befahl ich.

Erstaunt stellte Shirley den Wein fort und kniete vor Aemilianus nieder.

»Ich habe sie Reginald fortgenommen, dem Kapitän der *Tamira*«, sagte ich.

»Das ist mir bekannt.«

»Gefällt sie dir?«

»Ja!« rief Aemilianus.

»Sie gehört dir!«

Sofort warf sich das Mädchen vor Aemilianus nieder.  
»Mein Herr!« sagte sie.

»Sei bedankt!« rief Aemilianus.

»Nichts Besonderes«, sagte ich. »Sie ist ja nur eine Sklavin.«

»Sie ist mindestens zehn Silber-Tarsk wert«, bemerkte Tasdron. Und das freute mich, denn Tasdron kannte sich

mit den Preisen von Sklavinnen aus. Als Besitzer einer Paga-Taverne hatte er schon viele Mädchen gekauft und verkauft.

Am Tisch gab es Applaus für mich: Auf goreanische Art schlugen sich die Männer mit der Faust gegen die linke Schulter. Natürlich ist eines der schönsten Geschenke, das man einem Mann machen kann, eine schöne Frau.

»Ach sei so nett«, sagte ich, »sie weiter bedienen zu lassen. Du kannst sie dann heute abend mit nach Hause nehmen.«

»Gern«, sagte er grinsend und schickte das Mädchen in die Küche. Ihr folgte die hübsche kleine Sklavin in dem blauen Gazegewand. Zweifellos würden die beiden uns den nächsten Gang der Mahlzeit auftragen, den Nachtsch, dem dann schwarzer Wein und Liköre folgen würden.

»Setzen wir uns wieder«, sagte ich und gab den Musikern das Zeichen weiterzuspielen.

Ich wandte mich an Miles aus Vonda. »Was hast du für Pläne?« fragte ich.

»Ich werde nach Turmus reisen«, antwortete er, »wo ich noch Verbindungen habe. Ich werde dort einen Kredit vereinbaren und mit diesem Geld nach Vonda zurückkehren, um meinen niedergebrannten Hof wieder aufzubauen.«

Mein Blick fiel auf Florence, die dicht neben ihm kniete.

»Was ist mit dem Mädchen?« fragte ich.

»Ich werde sie auf meinen Besitzungen bei Vonda halten. Das wird keine Probleme machen. Sie ist ordentlich gebrandmarkt und trägt den Kragen.«

»Soll deine Sklavin in Victoria bleiben, während du in Turmus weilst?« fragte ich.

Florence verzog angstvoll das Gesicht.

»Nein«, erwiderte er. »Ich nehme sie mit.«

Das Mädchen begann befreit zu lächeln.

»Hattest du dir von Anfang an vorgenommen, Shirley an Aemilianus zu verschenken?« fragte mich Callimachus.

»Ja.«

»Aber eigentlich hättest du das gern etwas später getan?«

»Ja«, räumte ich ein.

»Du brauchst dich deiner Gefühle nicht zu schämen«, ermahnte er mich. Er hatte genau bemerkt, daß ich von meinen Tränen hatte ablenken wollen, indem ich mein Geschenk ankündigte.

»Ich habe Waffen getragen«, sagte ich. »Ich habe gekämpft.«

»Tränen sind nichts Ehrenrühriges für einen Soldaten«, sagte Callimachus. »Der Soldat ist ein Mann tiefgreifender Leidenschaften und Gefühle. Viele Menschen verstehen die Tiefe seiner Seele nicht. Du brauchst keine Angst zu haben vor den Strömungen, die du in dir gewahrst. Im Soldaten blühen Blumen und toben Stürme. Beides gehört zu ihm, beides ist greifbar vorhanden. Beides mußt du hinnehmen, keine Seite darfst du von dir weisen.«

»Ich danke dir, Callimachus«, sagte ich.

»Ah, Nachtisch!« rief dieser entzückt.

Zwei Mädchen kamen aus der Küche, das Mädchen in blauer Gaze, dem ich noch keinen Namen gegeben hatte, und das Mädchen im gelben Gewand, von mir Shirley genannt und an Aemilianus verschenkt. Es stand ihm frei, ihr einen ganz anderen Namen zu geben. Die Mädchen trugen Tablett mit leckeren Nachspeisen. Sie knieten am Tisch nieder, zeigten vor, was sie zu bieten hatten, und bedienten dann die Männer, ein Mädchen auf jeder Seite.

»Gebäck, Herr?« fragte die blaugekleidete Sklavin.

Ich betrachtete sie. Ihre kleinen Hände hielten das Tablett. Ich nahm ein kleines Stück Gebäck herunter, und sie wandte sich Miles aus Vonda zu.

Schräg gegenüber kniete Aemilianus' neue Sklavin zitternd vor ihrem Herrn und hielt ihm das Tablett hin. Aber sein Interesse galt wohl weniger dem leckeren Nachtisch als ihr.

Beim Servieren waren Peggy und Florence natürlich

übergangen worden, als gäbe es sie gar nicht. Sie waren Sklavinnen. Aber ebenso natürlich hatten Miles aus Vonda und Tasdron aus Victoria, ihre Herren, die Mädchen von ihrem Teller mit versorgt. Während Florence sichtlich hungrig gewesen war, hatte Peggy kaum etwas gegessen, denn sie vermochte den Blick nicht von Callimachus abzuwenden. Manchmal bewegte sich ihre Hand in seine Richtung, doch wagte sie ihn nicht zu berühren.

Das Gebäck war recht gut.

Ich freute mich, wie gut Lola das Essen vorbereitet hatte – einfach und geschmackvoll.

»Ausgezeichnet!« sagte Tasdron und hob ein kleines Gebäckstück in die Höhe.

»Vielen Dank«, antwortete ich.

Ich blickte mich in dem großen Raum um. Die bunten Bänder verbreiteten festliche Stimmung, die Lampen waren hübsch anzuschauen, ebenso die Blumen, hauptsächlich Larmablüten, Veminia und Teriotrope, die einen angenehmen Duft verströmten. Lola hatte gute Arbeit geleistet.

»Die Tänzerinnen waren nett«, sagte Glyco. »Vielleicht kann ich sie in Port Cos für ein Abendessen mieten, ehe sie nach Turmus weiterverschifft werden.«

»Es freut mich, daß du sie nicht unerfreulich fandest«, sagte ich und folgte mit den Blicken den beiden Sklavinnen, die noch einmal mit den Desserttablets um den Tisch gingen.

Als ich mich wieder meinen Gästen zuwandte, war Glyco in ein Gespräch mit Callimachus vertieft.

»Männer und Schiffe aus den Städten der Liga müssen eingezogen werden«, sagte er. »Soldaten, die im Wechsel für die Liga eingesetzt werden. Vielleicht wäre auch für die Schiffe ein Rotationsprinzip angebracht. Patrouillen sind zu organisieren. Kommunikationswege und Signale wären von größter Bedeutung.«

»Du bist jetzt Erster Kapitän in Port Cos, nicht wahr?« wandte ich mich an Calliodorus. Er hatte die kampfstärke

Tais befehligt. Ich ging davon aus, daß nach Callisthenes' Sturz der Mantel und Helm des Ersten Kapitäns ihm zufallen würde.

»Ich bin diensthabender Erster Kapitän«, antwortete Calliodorus. »Ich hoffe aber, daß Callimachus, der einst als Erster Kapitän wirkte, sich überreden läßt, auf diesen Posten zurückzukehren.«

Die beiden Sklavinnen hatten das Tablett mit dem restlichen Nachtschisch stengelassen und waren in die Küche zurückgekehrt. Ich erwartete sie in Kürze mit dem schwarzen Wein.

»Wie zu hören ist, wurden die Festungen von Policrates und Ragnar Voskjard niedergebrannt«, sagte ich.

»Ja«, antwortete Tasdron. Ragnar Voskjards Zitadelle war von den Piraten verlassen worden, sobald die Nachricht von der Schlacht bei Victoria eintraf; man wußte genau, daß man die Festung gegen eine konzentrierte Belagerung auf keinen Fall verteidigen konnte.

»Vielleicht hätten sie nützliche Stützpunkte für die Vosk-Liga abgegeben«, sagte ich.

»Die Vosk-Liga«, sagte Tasdron lächelnd, »ist ein ganz simpler Verbund, dem es lediglich darum geht, das Piratenunwesen auf dem Fluß zu beenden.«

»Soweit ich weiß, war das ursprünglich auch das Ziel der Liga am Olni, die sich dann zur Salerianischen Konföderation entwickelte.«

»Wir möchten keinen Ärger mit Cos und Ar«, sagte Tasdron.

»Nicht, solange wir noch schwach sind«, warf Glyco ein.

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Die Festungen sind nicht nur niedergebrannt worden«, fuhr Tasdron fort, »sondern werden auch noch abgetragen. Wir haben bereits Angebote von Baumaterialienhändlern vorliegen.«

»Und über die Asche soll Salz gestreut werden«, sagte Glyco.

»Salz kann ein Zeichen des Lebens sein – und ein Glückssymbol«, sagte ich.

»Das stimmt«, bestätigte Tasdrön lächelnd.

»Man sagt, das Hauptquartier der Vosk-Liga soll in Victoria eingerichtet werden.«

»Ja«, sagte Tasdrön lächelnd. »Wie mir scheint, eine angemessene Wahl.«

»Victoria stand im Kern des Widerstands gegen die Piraten«, bemerkte Aemilianus.

»Und hier wurde der entscheidende Sieg errungen«, sagte Calliodorus.

»Gleichzeitig wird damit erreicht, daß sich das Hauptquartier der Liga nicht in Port Cos befindet.«

»Und auch nicht in Ar-Station«, sagte Calliodorus lächelnd, und am Tisch wurde gelacht.

Die beiden Sklavinnen kehrten zurück und begannen schwarzen Wein auszuschenken. Die gutgebaute Sklavin Aemilianus' stellte die winzigen Silberbecher auf kleinen Podesten vor uns hin. Die hübsche kleine Sklavin in blauer Gaze hielt das mit einem langen Gießschnabel versehene silberne Gefäß in einem dicken Tuch, um die Wärme zu erhalten und ihre Hände zu schützen, und goß die dampfende schwarze Flüssigkeit in die winzigen Gefäße, jeweils nur soviel, wie von den Trinkern gewünscht wurde, um noch Platz zu lassen für verschiedene Zucker- und Sahnesorten, die dann, soweit erbeten, durch Aemilianus' Sklavin zugegeben und eingerührt wurden.

»Und hat man sich der Piraten auf passende Weise entledigt?« fragte ich Tasdrön.

»Ja«, sagte Tasdrön. »Wir teilten sie auf verschiedene Großhändler auf mit der Bedingung, daß pro Markt und pro Ort nicht mehr als einer verkauft wird. Auf diese Weise kommen die Burschen weit im Land herum, überall im bekannten Gor.«

»Ich verstehe«, sagte ich. Policrates, Kliomenes, Callisthenes und ihresgleichen würden bald Sklavenkragen tragen



und für ihre Herren schufteten. Auf Gor hat man gute Verwendung für solche Männer. Man erwirbt sie für Arbeitskolonnen, die von ihren Herren vermietet werden. Sie werden auch in Bergwerken, Steinbrüchen und in großen landwirtschaftlichen Betrieben eingesetzt.

»Wo ist Kronдар?« fragte ich Miles aus Vonda.

»Auf dem Weg nach Ar.«

»Nach Ar?« Ich war erstaunt.

»Er hat auf unserer Seite vorzüglich gekämpft«, sagte Miles. »Ich gab ihm die Freiheit.«

»Ausgezeichnet!« rief ich. »Er ist ein guter Bursche.«

»Und ich überließ ihm einen Teil meiner Beute aus Polirates' Festung.«

»Ausgezeichnet!«

»Erinnerst du dich an Bikkie, die aufreizende kleine Brünnette aus der Festung?«

»Natürlich«, antwortete ich. »Sie und Florence wurden dir bei der Aufteilung der Beute zugesprochen.«

»Ich habe sie Kronдар geschenkt«, sagte Miles.

»Sehr gut«, sagte ich. »Er wird sie gut zu nutzen wissen.«

»Soviel steht fest!« rief Miles lachend.

»Wie ihr Männer über uns redet!« sagte Florence.

»Still, Sklavin!«

»Ja, Herr«, sagte sie und senkte scheu den Kopf.

Die beiden Sklavinnen kehrten gleich darauf in die Küche zurück.

»Warum reist Kronдар nach Ar?« fragte ich.

»Er will Kampfsklaven kaufen«, sagte Miles. »Anschließend gedenkt er sie freizulassen und Kämpfe unter freien Männern zu organisieren. Hat man so etwas schon einmal gehört?«

»Es mag Orte geben, wo solche Dinge geschehen«, sagte ich.

»Freie Männer kämpfen mit Waffen«, sagte Miles. »Es sind doch keine Tiere.«

»Krieger werden im waffenlosen Kampf ausgebildet«, gab ich zu bedenken.

»Doch nur für den Fall, daß sie einmal in der Klemme stecken und nicht mehr anders können«, wandte Miles ein.

Ich zuckte die Achseln. Gewiß gab es Männer am Tisch, die von solchen Dingen mehr verstanden als ich.

»Es ist schwierig, einen Mann mit bloßen Händen zu töten«, sagte Miles.

»Es gibt aber mehrere gute Methoden«, widersprach Callimachus, und wir bestätigten diese Aussage nickend.

»Ach?« sagte Miles aus Vonda.

»Gefällt dir das Essen?« fragte ich Calliodorus, der bisher ziemlich schweigsam gewesen war.

»Ja«, sagte er, »sehr sogar.«

»Wie ich sehe, hast du dir keine Sklavin mitgebracht«, stellte ich fest.

»Nein.«

Calliodorus, das wußten wir, hatte vor längerer Zeit in Port Cos ein Mädchen umworben. Die Gefährtenschaft war jedoch nicht zustande gekommen. Anscheinend hatte das Mädchen vor der großen Feier die Stadt verlassen.

»Du solltest aber eine Sklavin haben«, sagte ich. »Es gibt nichts Besseres, um einen Mann zu beruhigen.«

»Für mich gibt es nur eine Frau«, antwortete er, »um deren hübschen Hals ich jemals einen Sklavenkragen legen wollte.«

Ich hob den winzigen Silberkelch an die Lippen und trank einen Schluck des schwarzen Weins. Das Getränk ist dermaßen stark und schmeckt so bitter, daß es normalerweise nur so getrunken wird, in winzigen Schlucken. Dabei wird der Geschmack auch durch Sahne und Zucker gedämpft. Ich verzichtete auf diese Zutaten, wohl weil ich es auf der Erde gewöhnt gewesen war, meinen Kaffee schwarz zu trinken, und der schwarze Wein Gors eindeutig ein vergleichbares Getränk ist.

Ich sah Aemilianus' Sklavin aus der Küche kommen und

lauschte gleichzeitig den unaufdringlich spielenden Musikern, die einige Fuß schräg vor meinem Tisch auf einem Teppich saßen.

Die hübsche Blondine begann damit, einige Lampen herunterzuschrauben.

»Was machst du?« fragte ich.

»Verzeih, Herr!« antwortete sie und huschte in die Küche. Die Beleuchtung war nun romantisch gedämpft, und nur vor den Tischen war ein Bereich noch etwas heller bestrahlt. Als die Sklavin den Raum verließ, hörten die Musiker auf zu spielen. Es schien interessant zu werden.

»Was ist los?« wollte Miles aus Vonda wissen.

»Ich weiß nicht«, gab ich zurück.

»Eine kleine Vorstellung?«

»Vielleicht.«

In diesem Moment kehrte Aemilianus' blonde Sklavin zurück und legte ein großes Stück schimmerndes Leinen über das untere Ende des Tisches. Dann entzündete sie eine niedrige dicke Kerze, die auf einem Teller stand, und hinterließ sie auf dem Tisch.

Ich betrachtete das weiße Tischtuch und die Kerze im Halbdämmer. Ich war verblüfft. Welche Erinnerungen sich da regten!

Leise begannen die Musiker wieder zu spielen. Das Mädchen erschien an der Küchentür.

Freudige und überraschte Ausrufe wurden laut.

»Sie ist wunderschön«, sagte Tasdron.

»Was ist das für Kleidung?« wollte Glyco wissen.

Das hübsche dunkelhaarige Mädchen stand im Licht auf den Kacheln vor den Tischen. Das Haar hatte sie streng zurückgekämmt und festgebunden. Ihren Körper umhüllte ein Gewand, das wie ein schulterfreies gürtelloses Seidenkleid wirkte. Goldene Schnüre wanden sich um ihre Füße.

»Ich verstehe das nicht«, sagte Miles aus Vonda. »Hat dies eine Bedeutung?«

Ich war beinahe überwältigt. »Mir bedeutet es sehr viel«,

sagte ich. »Ich möchte euch das erklären. Zunächst einmal mußt du wissen, Glyco, daß die Kleidung, die sie trägt, sehr an die Aufmachung einer freien Frau auf der Erde erinnert.«

Anmutig drehte sich das Mädchen vor uns hin und her.

»Die Sachen sollen mich hier und jetzt an die Kleidung erinnern, die dieses Mädchen vor langer Zeit als freie Frau trug, bei einer wichtigen Begegnung.«

»Ich verstehe«, sagte Glyco.

»Und es war die Kleidung, in der sie meines Wissens zum erstenmal ihre Weiblichkeit eingestand.«

»Tun das die Frauen der Erde nicht?« fragte Glyco.

»Viele fürchten sich davor.«

»Und die Männer der Erde?«

»Viele ermutigen die Frauen, sich als Pseudo-Männer zu gebärden. Auch in ihrer strengen Aufmachung, die Tüchtigkeit und Männlichkeit vorstellen soll.«

»Interessant«, sagte Glyco. »So etwas trifft auf diese Kleidung aber nicht zu, die mir ziemlich weiblich vorkommt.«

»Solche Ungereimtheiten«, antwortete ich, »sind für viele Erdenfrauen eben nicht untypisch. Sie deuten auf Unsicherheiten im Eigenbild der Frau hin, und vor allem auf eine gewisse Verwirrung in bezug auf ihre Sexualität. Es mag darüber hinaus noch viele andere Gründe geben. In manchen Fällen kann eine solche Aufmachung andeuten, daß tatsächlich der Weg zur wahren Weiblichkeit schon betreten wurde.«

»Das Tuch auf dem Tisch und die Kerze«, sagte Miles aus Vonda, »sollen wohl den Ort der Zusammenkunft darstellen, von der du sprachst.«

»Ja«, gab ich zurück. »Es war ein Ort, an dem Nahrung aufgetragen wurde und man sich angenehm unterhalten konnte.«

»Eine Taverne?«

»Eigentlich nicht.« Auf Gor gibt es kein Wort für Restaurant. »Es gab dort keine Pagasklavinnen und auch keine Tänzerinnen.«

»Wieso geht man dann dorthin?« fragte Miles aus Vonda.

»Sie suchte diesen Ort auf, um mit mir eine delikate, intime Angelegenheit zu besprechen«, antwortete ich.

»Sie wollte sich dir als Sklavin anbieten?«

»Wenn das der Fall war, so wurde das von keiner Seite so aufgefaßt.«

»So erscheint sie nun vor uns, wie sie damals ausgesehen hat?« fragte Glyco.

»Ja«, sagte ich, »obwohl es natürlich Unterschiede gibt. Zum Beispiel war ihr Hals damals nackt.« Heute trug das Mädchen ein dünnes Halstuch, das sie um ihren Sklaventräger gewickelt hatte.

Die hübsche Erscheinung aus meiner Vergangenheit begann sich anmutig im Takt der Musik zu wiegen, drehte sich, streckte die Hände aus und zeigte uns das Gewand, das sie trug. Dann kehrte sie auf die Tanzfläche zurück.

Ich betrachtete sie. Wie schön sie war! Sie blickte mich an. Und begann entschlossen im Takt zur Musik ihr Haar zu öffnen.

Am Tisch gab es Beifall dafür, denn sie bewegte sich wohlgefällig für das Auge.

»Ihr seht, wie schön eine Erdenfrau sein kann.«

Vorsichtig löste sie das Kleid unter dem Arm, an der Hüfte, am Oberschenkel und am Knie und zog es aus. Dabei sah ich, daß hier lediglich ein rechteckiges weißes Tuch genommen und geschickt umgeschlagen und vernäht worden war, um einem schulterfreien Kleid zu ähneln.

Leiser Applaus klang auf; die Männer an den Tischen schlugen sich mit den Fäusten an die Schultern.

Die Sklavin stand in einem kurzen Unterrock vor uns.

»Das ist nun aber wirklich ein Sklavengewand«, bemerkte Glyco.

»Stimmt«, sagte ich. Doch ich mußte lächeln, wußte ich doch, daß solche Gewänder auf der Erde von freien Frauen getragen wurden, allerdings als Unterkleidung.

Das Mädchen setzte sich anmutig nieder und begann die

goldenen Riemen von den Füßen zu lösen. Im Restaurant hatte sie vor langer Zeit goldene Pumps getragen, die ähnlich festgeschnallt gewesen waren. Sie sah mich an. Jeder der Anwesenden wußte, was ihre Vorstellung bedeutete.

Unter Applaus richtete sie sich auf und löste den Unterrock.

»Ah!« murmelte mehr als ein Mann.

»Interessant«, bemerkte Glyco.

»Was ihr hier seht«, erklärte ich, »ist eine Nachbildung der typischen Unterkleidung für eine Erdenfrau.«

Der Büstenhalter war auf raffinierte Weise mit weicher weißer Seide nachgebildet worden. Ihre Schönheit, weich und beinahe gegen die Einengung protestierend, war dennoch offensichtlich. Sie hob lasziv die Hände, was ihre Brüste auf das hübscheste zur Geltung brachte, griff nach hinten und ließ den Stoffstreifen fallen.

Unsere Blicke begegneten sich.

»Ausgezeichnet«, sagte Glyco.

Das Mädchen bewegte die rechte Hand an die Hüfte, öffnete den Stoff des kurzen Lendenschurzes, den sie noch trug, wand ihn ab und ließ ihn zu Boden fallen.

Anschließend kroch sie auf Händen und Knien zu mir.

»Ausgezeichnet!« rief Glyco. Es gab lebhaften Beifall.

Ich ergriff die kleine Sklavin an den Oberarmen und hielt sie fest. Tief blickte ich ihr in die Augen. Sie atmete schwer, von Gefühlen überwältigt. Flehend blickte sie zu mir auf.

Nie hätte ich es für möglich gehalten, daß sie uns eine solche Vorstellung geben könnte. Ich hatte Lola wohl gesagt, daß sie an der Unterhaltung unserer Gäste teilnehmen sollte, doch hatte ich so etwas Überraschendes und Schönes nicht erwartet. Offenbar hatte dieses Mädchen ihren Auftritt selbst vorgeschlagen und ausgearbeitet, denn von vielen der darin enthaltenen Einzelheiten konnte Lola nichts wissen. Mit ihrem Auftritt hatte also die kleine dunkelhaarige Sklavin zu mir gesprochen. Ein wunderschönes Geschenk für mich.

Das Zimmer war nun wieder normal beleuchtet, und man hatte die Kerze und das Tischchen fortgeräumt. Florence kniete mit leuchtenden Augen hinter Miles aus Vonda und streichelte seinen Rücken.

Ich blickte in die Augen der kleinen Sklavin, die mich flehend ansahen. »Herr«, flüsterte sie.

»Es wird Zeit für Likör und Branntwein, Sklavin«, sagte ich.

»Ja, Herr«, flüsterte sie. Dann richtete sie sich auf und eilte auf die Küche zu.

»Sklavin!« rief ich.

»Ja, Herr?« gab sie zurück.

»Du wirst bedienen, wie du bist.«

»Ja, Herr.«

»Ah!« rief Glyco. »Eine Stärkung!«

Als erste verließ Aemilianus' gutgebaute Sklavin die Küche; sie trug ebenso ein Tablett wie die kleine brünette Sklavin, die ihr dichtauf folgte. Die beiden boten Liköre und Branntwein an.

»Eine freie Frau!« rief Glyco plötzlich erstaunt.

Ich lächelte.

In der Küchentür war eine Frauengestalt erschienen, die eine Verhüllungsrobe trug.

Die Männer erhoben sich, denn auf Gor ist diese Geste üblich, wenn eine freie Frau ins Zimmer kommt. Nur ich blieb sitzen.

Aemilianus' gutgewachsene Sklavin kniete hastig nieder und machte sich dabei so klein wie möglich. Meine kleine dunkelhaarige Sklavin folgte ihrem Beispiel, ebenso Peggy und Florence. Sklavinnen fürchten freie Frauen sehr.

Die Frau in der Verhüllungsrobe schien unsicher zu sein, sogar ängstlich. Zögernd näherte sie sich dem Tisch. Sie wußte nicht genau, was sie tun sollte.

»Eine freie Frau ist anwesend«, flüsterte Glyco mir zu.

Doch ich stand nicht auf.

»Du!« sagte sie plötzlich hinter ihrem Schleier hervor und deutete auf Calliodorus aus Port Cos. »Du bist hier?«

Er schien erstaunt zu sein. Er beugte sich vor, wie um durch die Schleier zu schauen.

»Du bist Calliodorus aus Port Cos?« fragte sie. Ich hatte ihr natürlich nicht gesagt, daß Calliodorus als Gast zu unserem Abendessen erwartet wurde.

»Du!« rief er plötzlich. »Ist es wirklich möglich? Nein! Du kannst es nicht sein! Nicht nach all den Jahren!«

»Ich bin es aber«, sagte sie zitternd.

»Meine Herren«, sagte Calliodorus mit heiserer Stimme, »dies ist die freie Frau Lola aus Port Cos.«

Plötzlich begann das Mädchen schluchzend an den Schleiern und ihrer Robe zu zerren und offenbarte auf diese Weise, daß sie eine Sklaventunika und einen Metallkragen trug.

»Ich bin keine freie Frau!« rief sie und warf sich Calliodorus zu Füßen. »Ich bin Sklavin!«

»Und sie gehört dir!« rief ich.

Wie betäubt betrachtete Calliodorus die Schönheit vor sich.

Ich stand auf.

Mit wildem Blick schaute sie sich zu mir um. »Herr!« rief sie.

»Du gehörst jetzt ihm«, sagte ich und deutete auf Calliodorus.

»Danke, Herr!« rief sie. »Danke, Herr!« Sie sprang auf, eilte zu mir und fiel schluchzend vor mir auf die Knie. Ihre Freude beglückte mich. Wenn man richtig mit ihr umging, war sie eine hervorragende Sklavin. Sie hatte mir gut gedient. Ich hielt es nicht für unangebracht, sie zu belohnen. Und so hatte ich sie Calliodorus geschenkt.

Das Mädchen erhob sich und kehrte im Laufschrift zu Calliodorus zurück. Tränen standen ihr in den Augen, als sie fragte: »Nimmst du mich, Herr?«

»In Port Cos«, sagte er, »vor langer Zeit, da umwarb ich



dich in aller Form und Ehre, wie es einer freien Frau zustand. Sehr gut waren wir bekannt, und oft sprachen wir lange und eingehend miteinander.« Sein Blick war abweisend. »Und bei einem dieser Gespräche machtest du mir ein unaussprechliches Geständnis, du gestandest mir deine Sklavensehnsüchte ein.«

»Ich schämte mich ja so!« antwortete sie und wandte den Blick ab.

»Wie konnte ich mein Bett auf ehrenvolle Weise mit einer Frau teilen, die mir ihre Sehnsucht nach der Sklaverei gestanden hatte? Solche Mädchen konnte ich mir auf dem Markt kaufen. So trennten wir uns natürlich. Unsere Familien aber bestanden auf einer Erklärung. Wir schwiegen aus Furcht von Entehrung.«

»Aber damit unsere Verlobung nicht nach außen hin gescheitert aussah«, fuhr sie mit feuchten Augen fort, »und damit unsere Familien nicht ins Gerede kamen, erklärtest du dich bereit, die Gefährtschaft dennoch weiter zu betreiben. Du sahst es als deine Pflicht als Offizier und Ehrenmann.«

Schweigend musterte er sie.

»Ich aber hatte keine Lust, verachtet und vernachlässigt in einem kalten Bett zu darben, während du dich mit Mädchen vom Markt vergnügtest. So floh ich aus der Stadt.«

»In mindestens einem Punkt irrst du dich«, sagte er. »Ich hatte mich nicht wegen des Drucks der Familie dann doch für die Gefährtschaft entschieden. So schwach bin ich nicht. Auch hatten meine Pflichten als Offizier und Ehrenmann nichts damit zu tun.«

»Was war es dann?« fragte sie.

»Ich wollte dich haben«, antwortete er.

»Aber ich hatte dir meine Sehnsüchte gestanden«, sagte sie.

»Nach unserem Gespräch dachte ich gründlich nach«, fuhr er fort. »Du hattest es gewagt, mir dieses Geständnis zu machen, und im ersten Moment war ich beschämt und

schockiert. Später fragte ich mich nach dem Grund. Wäre eine bewußte Täuschung von deiner Seite nicht viel beschämender gewesen als diese Wahrheit? Liegt denn wirklich größere Ehre in Heuchelei als in Ehrlichkeit? Das konnte ich nicht bejahen. Da ging mir auf, wie mutig du mir gegenüber gewesen warst. Meine Entrüstung wich Dankbarkeit und Bewunderung. Gleichzeitig fragte ich mich, weshalb ich mich eigentlich aufregte. Hatte das ganze Zerwürfnis nicht auch mit ureigenen Ängsten auf *meiner* Seite zu tun, die darauf hinausliefen, daß ich in mir womöglich entsprechende Sehnsüchte entdecken könnte, das Bedürfnis, dich zu beherrschen? Du hattest es gewagt, die Grenzen der Heuchelei zu überschreiten. Hier schien ein Alltagsmythos ausgeräumt zu sein, was ich zuweilen bedauerte. Doch solche Mythen schützen uns eben nicht ewig. Irgendwann fallen sie den Flammen der Wahrheit zum Opfer.«

»Du hättest mich trotz meines Geständnisses genommen?«

»Deine Sehnsüchte machten dich tausendmal begehrenswerter« antwortete er. »Welcher Mann wünscht sich keine Sklavin?«

Verblüfft blickte sie ihn an.

»Dann darf ich vermuten, daß du das Geschenk annimmst?« fragte ich.

»In der Tat!« sagte er. »Und ich danke dir.«

»Ich hatte sie Lola genannt«, sagte ich. »Du kannst dir natürlich einen neuen Namen für sie aussuchen.«

»Du bist Lola«, sagte er zu der Sklavin.

»Danke, Herr«, antwortete sie und neigte den Kopf.

Gelächter brandete auf, und es gab goreanischen Applaus. Calliodorus wurde für seine Gabe beglückwünscht, und mir gratulierte man zu der Großzügigkeit und Umsicht meines Geschenks. Und wieder setzten wir uns. Das Geschenk hockte liebevoll neben seinem neuen Herrn.

»Es scheint an der Zeit«, sagte Tasdron lachend, »*meinen* Beitrag für diesen Abend zu leisten.« Verwirrt sah Peggy

ihn an. »Steh auf, Sklavin!« sagte er zu ihr. »Und zieh dich aus!«

Sofort gehorchte das Mädchen. Einem Befehl ihres Herrn wagte sie nicht zu widersprechen. Gleichwohl errötete sie, denn sie hatte sich vor dem Mann entkleiden müssen, den sie liebte.

»In der Taverne«, sagte Tasdron, »hast du doch schon verschiedene Tänze gesehen, nicht wahr?«

»Ja, Herr«, sagte sie.

»Und dazu gehört doch sicher auch Sa-eela?«

»Ja, Herr.«

»Dann tanz ihn jetzt.«

»Aber ich bin keine Tänzerin!« rief sie.

»Muß ich meinen Befehl wiederholen?« fragte er.

»Nein, Herr!« rief sie und hob die Hände, die Handrücken aneinandergelegt, über dem Kopf.

Wie schön Peggy in diesem Moment aussah, obwohl sie Todesängste ausstand!

Der Sa-eela ist einer der bewegendsten, rhythmischsten und erotischsten Sklaventänze Gors und gehört zur Gruppe der Locktänze, mit denen ein vernachlässigtes Sklavenmädchen die Aufmerksamkeit ihres Herrn zu erwecken versucht.

Tasdron gab den Musikern ein Zeichen.

Und dann begann Peggy zu tanzen.

Ich erinnerte mich an sie; vor langer Zeit hatte sie auf der Erde in dem Restaurant als Garderobenmädchen gearbeitet. Welch weiter Weg bis zu dieser aufreizenden, hübschen Erscheinung, die uns in ihren Bann zog! Niemand vermochte sich der erotischen Wirkung der Darbietung zu entziehen, so unerfahren Peggy als Tänzerin auch sein mochte. Die kleine Sklavin an meiner Seite reagierte ebenso wie die anderen Zuschauer. Mein Blick wanderte zu Lola, die in Calliodorus' Armen lag, zu Florence, die hinter Miles aus Vonda kniete, zu dem Mädchen, das zuvor Shirley geheißen hatte und jetzt die Sklavin Aemilianus' war. Sie alle atmeten

tief, und ihre Augen funkelten. Fasziniert, erregt, verängstigt beobachteten sie die wunderschöne Sklavin. Sie wußten, daß auch sie den Sklavenkragen trugen.

Der Tanz ging allmählich seinem Höhepunkt entgegen. Peggy begann zu schwitzen. Sie tanzte vorzüglich. Frauen sind unglaublich schön! Es ist ein Wunder, daß Männer bei ihrem Anblick nicht losschreien müssen. Kein Wunder, daß die Goreaner ihnen Eisenkragen umlegen und sie besitzen wollen.

»Oh!« keuchte die kleine Schönheit, die neben mir kniete. Ich lächelte, wußte ich doch, daß sie bisher auf Gor noch nicht viele Sklavinnen hatte tanzen sehen.

Die Musik wurde schneller und endete jäh, und Peggy warf sich aus einer letzten Drehung heraus vor Callimachus aus Port Cos auf die Bodenfliesen. Sie streckte einen Arm in seine Richtung und blickte ihn offen an.

Überwältigt stand Callimachus auf. Er hatte die Fäuste geballt. Wortlos starrte er die schwitzende Sklavin zu seinen Füßen an.

»Sie gehört selbstverständlich dir«, sagte Tasdron. »Jason und ich waren der Meinung, daß du sie interessant finden könntest.«

Callimachus löste den Blick nicht von dem Mädchen. »Von dem ersten Moment, als ich dich sah«, sagte er, »wollte ich dich als Sklavin besitzen.«

»Und von dem ersten Moment, als ich dich sah, Herr«, antwortete das Mädchen, »war ich deine Sklavin.«

Und er zog das Mädchen hoch, preßte sie an sich und begann ihr Gesicht, ihren Mund, ihren Hals und ihre Brüste mit Küssen zu bedecken.

»O Herr!« flehte Florence. »Bitte bring mich nach Hause!«

»Es war ein schöner Abend«, sagte Miles aus Vonda grinsend und stand auf.

Wir machten es ihm nach.

»Ich werde dich Peggy nennen«, sagte Callimachus zu

seiner neuen Sklavin. »Ein hervorragender Name für eine Sklavin von der Erde.«

»Ja, Herr!« rief sie. »Ich bin Peggy!«

Tasdrön gab den Musikern das Zeichen zum Aufbruch. Dann schnippte er mit den Fingern und rief Peggy zu sich. Er nahm ihr den Kragen ab, und sie kehrte unterwürfig zu ihrem neuen Herrn Callimachus zurück. Ich warf Aemilianus den Schlüssel zu Shirleys Kragen zu, und er öffnete ihn. Ich selbst nahm Lola den Stahl ihrer Sklaverei ab, damit ihr neuer Herr Calliodorus sein eigenes Besitzzeichen anbringen konnte.

»Ich habe eine Ansage zu machen«, sagte Tasdrön in die Runde, »die ich mir bis jetzt aufgehoben habe.« Wir blickten ihn an. »Die Streitkräfte der Vosk-Liga müssen in der nächsten Zeit aufgestellt werden«, sagte Tasdrön. »Es ist mir eine Ehre und ein Vergnügen, euch mitzuteilen, daß einer aus unserer Runde sich einverstanden erklärt hat, als Kommandant dieser Streitmacht zu wirken. Natürlich meine ich Callimachus aus Port Cos!«

»Glückwunsch!« rief ich und schüttelte Callimachus die Hand. Es gab goreanischen Applaus.

»Die Ernennung wurde heute nachmittag in einer Geheimsitzung des Hohen Rats der Vosk-Liga beschlossen«, fuhr Tasdrön fort. »In diesem Rat sitzen Vertreter aller Mitgliedsstädte. Hier und jetzt schien es mir geraten, diese Ernennung publik zu machen.«

»Vielen Dank, Tasdrön«, sagte ich. Er hatte meinem Haus eine große Ehre erwiesen. Mit leuchtenden Augen blickte Peggy zu Callimachus auf. Wie stolz sie auf ihren Herrn war!

»Aber was ist mit Port Cos?« fragte Calliodorus. »Willst du nicht nach Port Cos zurückkehren, um Callisthenes als Erster Kapitän abzulösen?«

»Dieser Posten gehört dir, mein Freund Calliodorus«, sagte Glyco.

»Mein Dank!« rief Calliodorus.

Wir applaudierten ihm, beglückwünschten ihn und ließen erkennen, wie klug wir die Entscheidung fanden. Auch Lola hatte Grund, auf ihren Herrn stolz zu sein.

Tasdron griff in seinen Gürtelbeutel. »Ich bin sicher, ihr alle erkennt das«, sagte er und hielt zwei Steinstücke in den Händen.

»Der Topas!« rief Aemilianus.

»Der Topas!« sagte Calliodorus.

»Was ihr nicht wißt«, fuhr Tasdron fort, »ist, daß dieser Stein vor über einem Jahrhundert in seiner unzerbrochenen Form der Heimstein Victorias war.«

Wir waren erstaunt. Es wurde still in dem großen Raum.

»Vor über hundert Jahren«, sagte Tasdron, »wurde der Stein von Piraten entführt und zerteilt. Seit dieser Zeit hat Victoria keinen Heimstein besessen. Der ehemalige Heimstein diente in dieser Zeit als Allianz-Symbol unter Flußräubern. In wenigen Tagen werden die Mitglieder des Rats von Victoria zum Fluß hinabgehen und am Ufer des Vosk einen ganz gewöhnlichen Stein erwählen, der sich wohl kaum von anderen unterscheiden wird. Dieser Stein soll dann der neue Heimstein Victorias sein.«

Mir schossen die Tränen in die Augen.

»Und der Topas?« fragte Aemilianus.

»Der ist zerbrochen«, sagte Tasdron, »und kann nicht mehr als Heimstein dienen.«

»Warum hast du ihn mitgebracht?« wollte Calliodorus wissen.

»Ar-Station und Port-Cos«, antwortete Tasdron, »üben am Fluß großen Einfluß aus. Ich habe den Stein mitgebracht, um eine Hälfte dir zu geben, Aemilianus, und die andere dir, Calliodorus. Er soll euch daran erinnern, daß ihr, was immer sich später noch ergeben mag, hier einmal zusammen gekämpft habt und Kameraden wart.«

Und Tasdron gab eine Hälfte Aemilianus und die andere Calliodorus.

»Vielen Dank«, sagte Aemilianus.

»Vielen Dank«, sagte auch Calliodorus.

Und Aemilianus schaute Calliodorus an. »Wir wollen den Topas niemals vergessen«, sagte er.

»Niemals«, sagte Calliodorus.

Dann gingen wir zur Tür, und nacheinander verabschiedeten sich die Gäste. Miles aus Vonda war der erste, gefolgt von der gutgebauten Schönheit Florence. Aemilianus empfahl sich, gefolgt von Shirley. Dann verabschiedeten sich Glyco und Calliodorus, beide aus Port Cos. Ihnen schloß sich Lola an.

Tasdrön und Callimachus blieben an der Tür stehen.

»Tasdrön«, sagte ich, »wenn der Rat zum Vosk-Ufer hinabgeht, so hoffe ich dort zu sein.«

»Das hoffen wir auch«, erwiderte Tasdrön. »Du und alle anderen Victorianer, ihr seid willkommen.«

Wir gaben uns die Hände, und Tasdrön ging.

»Noch einmal herzlichen Glückwunsch«, sagte ich zu Callimachus.

»Vielen Dank«, antwortete er. »Natürlich brauche ich kräftige Männer, Männer aus allen Städten, ehrliche, kampferefarene Soldaten.«

»Du wirst sie sicher finden«, gab ich zurück. »Die besten Schwertkämpfer des Flusses werden begierig sein, sich in deine Dienste zu begeben.«

Achtlos schob er Peggy vor sich durch die Tür. »Das vorläufige Hauptquartier der Streitkräfte der Vosk-Liga befindet sich im privaten Hinterzimmer von Tasdröns Taverne. Du kennst den Ort.«

»Natürlich«, sagte ich. Wir hatten uns dort oft getroffen.

»In fünf Tagen«, fuhr Callimachus fort, »wirst du dich dort bei mir melden.«

»Melden?«

»Ich habe dich zu meinem Stellvertreter erwählt.«

»Callimachus!« rief ich.

»Oder fürchtest du, nachdem du nun reich bist, die Mü-

hen des Militärdienstes, die Verantwortung eines solchen Wächteramts?»

»Nein!« rief ich.

»Dann kennst du deinen Marschbefehl«, sagte er.

»Ja, Kapitän!« sagte ich.

Er ging einige Stufen der Treppe hinab und drehte sich noch einmal um. »Wir könnten ausführlich darüber sprechen, aber du verstehst sicher, daß ich es eilig habe, die hübsche Peggy nach Hause zu schaffen.«

»Ja, Kapitän!« sagte ich grinsend.

Er wandte sich ab, und ich schloß die Tür und legte die Riegel vor. Dann wandte ich mich der kleinen Sklavin zu, die hinter mir wartete.

## 21

Wie klein und warm sie war, wie hübsch anzuschauen, wie sie da auf den Fellen der Liebe in meinen Armen lag, im weichen Licht der Liebeslampe!

»Ich bin ja so glücklich, Herr«, sagte sie. »So glücklich!«

Zum erstenmal hatte ich sie am Fuß des Diwans genommen und dann wiederholte Male in der Wärme der Felle.

»Ich hätte nie gehofft, jemals so glücklich zu sein«, flüsterte sie.

Das Licht des Morgens sickerte bereits durch die Vorhänge. Es versprach ein warmer Tag zu werden. Wir hatten lange geschlafen. Vögel sangen im Garten.

Ich war in der Küche gewesen und hatte etwas zu essen geholt. Wir kosteten von den Datteln und Larmascheiben und Gebäckstücken. Es war angenehm, mit einer nackten jungen Dame zu frühstücken.

Wir sprachen über viele Dinge, auch über unser früheres Leben auf der Erde und unsere Erlebnisse auf der Universität. Sie war sehr gesprächig.

»Ich habe noch etwas«, sagte ich.



Aus der Küche holte ich ein Gefäß mit heißem schwarzen Wein, dazu Zucker und Milch, Tassen und Löffel. Sie bereitete die Portionen, und wir tranken vorsichtig. Sie kniete vor mir und hielt das kleine Gefäß an seinen beiden Griffen und nippte vorsichtig. Stumm schauten wir uns beim Trinken an.

Wie schön sie war – und sie gehörte mir!

»Es gefällt mir, deine Sklavin zu sein, Herr!« flüsterte sie.

»Trink aus!« sagte ich.

»Ja, Herr.« Ich stellte den kleinen Kelch ab.

Ich musterte sie; mein Blick wanderte von den kleinen Füßen über die hübschen Schenkel zur aufreizenden Rundung ihrer Hüften, dann über die Brüste, zu den Schultern, Armen und Händen, über die lieblichen Lippen und empfindsamen, zarten Gesichtszüge und verwundbaren Augen, bis hin zu dem dunklen dichten Haar.

Schüchtern stellte sie den Kelch ab. »Der Herr begehrt mich«, sagte sie.

Ich schob das Tablett zur Seite. Halb kniete, halb hockte sie vor dem großen Diwan. Ich erkannte, daß sie Angst hatte.

»Hast du manchmal Angst vor den Wünschen deines Herrn?« fragte ich.

»Manchmal vor deinen Augen«, sagte sie.

»Was siehst du in meinen Augen?«

»Goreanische Lust«, antwortete sie. »Und ich weiß mich hilflos gegenüber diesem Drängen.« Sie erschauerte.

Es war angenehm, diese versklavte Schönheit im Arm zu halten.

»Du hast recht«, sagte ich, »du bist nichts anderes als eine namenlose Sklavin.«

»Hat mein Herr sich über einen Namen für mich Gedanken gemacht?«

»Ich kann dich nennen, wie ich will«, sagte ich.

»Ja, Herr. Oh, oh, Herr!«

»Vielleicht ›Prinzessin‹ oder ›Trixie‹«, sagte ich und bewegte mich in ihr.

»Der Herr kann entscheiden, was ihm beliebt.«  
»Zu dir paßte auch ein ganz anderer hübscher Name«, sagte ich. »Aber warum sollte ich öffentlich machen, wie ansprechbar du für einen Herrn bist.«

Sie begann zu schluchzen und klammerte sich verzweifelt an mich. Ich spürte, daß sie dem Orgasmus nahe war.

»Schön«, sagte ich und setzte die vorsichtige Bewegung fort. Sofort begann sie zu stöhnen und zu zucken und blickte mich aus starren Augen an, ohne etwas zu sehen. Schließlich warf sie hilflos den Kopf in den Nacken. »Ich taufe dich ›Beverly‹«, sagte ich.

»Ich bin Beverly!« schrie sie. »Ich bin Beverly!«

Und schluchzend drehte sie sich zur Seite und zog die Knie an. »Mein Herr hat mir einen Namen gegeben. Ich bin Beverly.«

»Es ist Abend, Herr«, flüsterte sie.

»Ja.«

Ich hatte die Liebeslampe nachgefüllt und wieder angezündet. In dem weichen Licht sah sie wunderschön aus.

»Die ganze letzte Nacht und den ganzen heutigen Tag hast du mich bei dir behalten«, sagte sie.

»Ich habe lange darauf gewartet, dich zu besitzen«, sagte ich.

»Ja, Herr.« Sie rollte herum und blickte zur Decke empor. »Callimachus hat dich zu seinem Stellvertreter bei den Streitkräften der Vosk-Liga bestimmt«, sagte sie.

»Ja.«

»Dann bin ich also die Sklavin eines wichtigen Mannes, nicht wahr?«

»Mag sein«, gab ich zurück. »Aber vergiß nicht, daß du nur seine Sklavin bist.«

»Ja, Herr. Weißt du noch, wie ich vor langer Zeit in dem Restaurant die Träume erwähnte, die mir damals seltsam vorkamen?«

»Ja.«

»Ich hatte oft geträumt, daß ich Sklavin wäre, daß mir ein Stahlkragen um den Hals läge und daß ich einem Mann dienen müßte.«

»Ich weiß.«

»Diese Träume hatten etwas Gemeinsames, lieber Herr«, fuhr sie fort, »das ich dir damals nicht zu sagen wagte.«

»Und das war?«

Sie hob den Blick. »Jener Mann, dem ich dienen mußte, war immer derselbe.«

»Ach?«

»Und zwar du, Herr.«

Behutsam nahm ich sie in die Arme.

»Du siehst also, Herr – für mich bist du ein wahrgewordener Traum.«

»Und du für mich, süße Sklavin«, gab ich zurück.

»Herr?«

»Sehr oft stellte ich mir vor, dich nackt in den Armen zu halten, meinem Willen unterworfen.«

»Ich bin jetzt hier, Herr.«

»Ja.«

»Und nirgendwo anders möchte ich sein«, flüsterte sie.

Ich betrachtete Beverly im Licht der Liebeslampe.

»Verflogen sind die Schmerzen und Schamgefühle der Erde«, sagte sie leise.


Ich küßte sie sanft.

»Wie befremdet wäre ich wohl vor langer Zeit auf der Erde gewesen«, sagte sie, »hätte mir jemand prophezeit, ich würde meine Erfüllung auf einer fernen Welt finden – auf einem Sklavenlager.«


»Du bist eine Frau«, sagte ich.

»Ja, Herr«, antwortete sie.

Liebevoll brachte ich sie zur Ekstase.



In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman einen großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer heldenhafter Erdenmenschen auf dem phantastischen Planeten Gor – der Gegenerde – schildert. Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.



Gnadenlos folgt Jason Marshall seinem Plan, die Vosk-Piraten an der Eroberung der Flußstädte zu hindern. Durch List bemächtigt er sich ihrer Losungsworte und erobert mit seinen Männern die Festung der Freibeuter. Als verbündete Piratenhorden die wehrlose Stadt Victoria belagern, entschließt sich Jason Marshall zu einem Handel auf Leben und Tod – und liefert sich dem Feind in die Hände. Wenn seine Rechnung nicht aufgeht, ist sein Leben verwirkt...

ISBN N 3-453-31145-0 DM +005.80

T 3-59-21